

Sozialethische Arbeitspapiere

des Instituts für Christliche Sozialwissenschaften

Marianne Heimbach-Steins

Solidarisch, nachhaltig, beteiligungsgerecht:

Weltkirchliche Caritas-Arbeit.

Notizen einer Peru-Reise mit Caritas International

März 2019



Institut für Christliche Sozialwissenschaften
Westfälische Wilhelms-Universität Münster
Robert-Koch-Straße 29
48149 Münster
Telefon: 0251/83-32640
Fax: 0251/83-30041
Email: ics@uni-muenster.de
Internet: www.uni-muenster.de/FB2/ics/

© 2019 Institut für Christliche Sozialwissenschaften Münster
ISSN (Print) 2510-1749
ISSN (Online) 2510-1757
DOI: 10.17879/74089689255

Inhalt

Vorwort	1
Start	2
Erste Station: Lima	3
1. Katastrophenhilfe (Caritas Chosica)	3
2. Sozialpolitik I: Begegnung mit der peruanischen Sozialministerin	9
3. Cáritas del Perú	11
4. Landeskunde – Informationssplitter	14
Zweite Station: Puerto Maldonado	16
5. Anpassung an den Klimawandel im Amazonastiefland	17
6. Pastoral: Begegnung mit dem Bischof der Diözese Madre de Dios	24
Dritte Station: Arequipa	27
7. Inklusion	28
8. Sozialpolitik II: Armutsbekämpfung, soziale und politische Partizipation	34
Vierte Station: Lima	36
9. Jugendhilfe	36
10. Abschlussreflexion	37
Bildnachweise und Literaturverzeichnis	43
Die Autorin	43
Bisher erschiene Sozialethische Arbeitspapiere des ICS	44

Vorwort

Die Einladung von Caritas International (CI) zu einer Dialogreise nach Peru kam Ende 2017, für mich gleichermaßen überraschend und unmittelbar ansprechend: Was ich bisher von dem drittgrößten Staat Südamerikas wusste, weckte meine Faszination und viele Fragen. Die Reise – so meine Erwartung – würde mir eine Chance eröffnen, das Land wenigstens anfänglich kennenzulernen und manche Theoriediskussion zu „erden“. Es wäre eine Gelegenheit, sozialetische zentrale Themen zu „studieren“ und Erfahrungen in einem Land zu sammeln, das von großen ökologischen, sozialen und politischen Problemen geprägt ist, in dem seit Jahrzehnten auch kirchlich eine schwierige Situation herrscht und in dem die globalen ökologisch-sozialen Gerechtigkeitsherausforderungen sehr konkret greifbar sind. Mit den Fachleuten von Caritas International zu reisen, versprach einen spezifischen Blick auf diesen Kontext: Auf die Lebenslagen armer Menschen, auf die Zusammenarbeit zwischen dem internationalen Hilfswerk der deutschen Caritas und der Caritas in Peru. Schon bei dem Vorbereitungstreffen am 6. Juli 2018 in Freiburg erhielten meine Erwartungen zusätzliche Nahrung: Ein ganzes Paket mit einführenden Informationen über die Arbeit von Caritas International in Peru und über die Struktur der dortigen nationalen Caritas; landeskundliche Orientierungen, das geplante Reiseprogramm und nicht zuletzt die erste Begegnung mit den künftigen Reisegefährten*innen ...

Über die vielschichtigen und reichhaltigen Erfahrungen während der achttägigen Reise möchte ich in diesem Bericht erzählen. Meine Perspektive ist nicht zuletzt durch meinen fachlichen Hintergrund bestimmt: Für mich war es eine sehr dichte, sozialetische Lernreise. Projektbesuche und Begegnungen mit Helfenden und Hilfeempfänger*innen, in Gesprächen mit Verantwortungsträger*innen in den Projekten, in den Caritas-Strukturen, in Kirche und Politik boten Anschauungsunterricht z.B. zu den Zusammenhängen von Armut, ökologischer Auszehrung und Migration; wir erfuhren sehr konkret, was es bedeutet, wenn ein Staat zwar Recht setzt, aber nicht durchsetzt, wenn Korruption die politischen und ökonomischen Strukturen beherrscht, wenn solche Kräfte sich mit schwierigen ökologischen Bedingungen multiplizieren zu Lasten von Menschen, die als Arme und häufig als Analphabeten ihre Interessen selbst nicht hinreichend wirksam vertreten können. Informationen über skandalöse Machenschaften und dramatische Konflikte standen neben faszinierenden Begegnungen mit sehr mutigen, einsatzbereiten und kreativen Menschen. Dieser Bericht will keine wissenschaftliche Abhandlung sein, sondern greift Themen, die unsere Forschung am ICS prägen, narrativ auf: Fragen der Gerechtigkeit in lokaler und globaler Dimension, u.a. unter dem Vorzeichen der ökologisch-sozialen Krise; die Bedeutung von Machtasymmetrien, das Ringen um gesellschaftliche Inklusion (u.a. in Bezug auf Bildungsbeteiligung) ...

Für die klug konzipierte und perfekt vorbereitete Reise danke ich den Verantwortlichen bei Caritas International: Kilian Linder und Dr. Oliver Müller sowie Christine Wegner-Schneider. Julia Gasschick danke ich für die Erlaubnis, einige ihrer Fotos zu verwenden.

Start

Am 24. November 2018 trifft sich unsere Reisegruppe – 14 Personen, fast alle leitende Mitarbeiter*innen der Caritas aus ganz Deutschland, Weihbischof Otto Georgens aus Speyer und ich (ehrenamtliches Mitglied der Delegiertenversammlung des Deutschen Caritas-Verbands) in Amsterdam-Schiphol zum Flug nach Lima. Wir fliegen in 12 Stunden und 40 Minuten knapp 11.000 km nach Westsüdwest. Dank der Zeitverschiebung um sechs Stunden kommen wir abends gegen 21 Uhr Ortszeit in Lima an. Wir sind im pazifischen Frühsommer gelandet, es ist 23° C warm. Eine Mitarbeiterin von Caritas Peru, Fabiola, die uns auch in den kommenden Tagen begleiten wird, empfängt uns sehr freundlich am Flughafen. Ein gecharterter Bus bringt uns zum Hotel im südlich gelegenen Stadtteil Miraflores; die Fahrt vom Flughafen in Callao – im Norden Limas – dauert ca. 1 Stunde (am Ende der Woche würden wir sagen: *nur* eine Stunde, aber dazu fehlt uns noch das Maß ...). Streckenweise führt die Route direkt am Pazifik entlang.

In den kommenden Tagen erwartet uns ein straffes Programm mit Gesprächen und Projektbesuchen in Lima, Puerto Maldonado und Arequipa – wir werden die drei großen geo-grafischen und klimatischen Zonen des Landes bereisen und so in sechs Tagen die Küstenregion um Lima, die südlichen Ausläufer des Amazonastieflandes und die Bergregion im Süden kennenlernen. Jeweils wird die Begegnung mit Projektpartnern und Adressaten der Caritasarbeit im Zentrum stehen; folgende Schwerpunkte sind geplant:

- Katastrophenhilfe (Carapongo, Diözese Chosica)
- Unterstützung bäuerlicher Gemeinschaften in der Anpassung an den Klimawandel (Puerto Maldonado / Amazonastiefland)
- Inklusion (Arequipa / Hochland)
- Gemeinwesenarbeit mit älteren Menschen (Arequipa) sowie mit (gefährdeten) Jugendlichen (Lima).

Wir werden also einerseits vielen Menschen in prekären Lebensverhältnissen – überwiegend aus der indigenen Bevölkerung, nahezu durchgängig Binnenmigrant*innen – begegnen, andererseits mit Projektmitarbeiter*innen und Leitungsverantwortlichen der verschiedenen diözesanen wie der landesweiten Caritas und mit anderen Führungspersönlichkeiten sprechen, u.a. mit der peruanischen Sozialministerin und dem Bischof von Puerto Maldonado.

Erste Station: Lima

Mein Hotelzimmer hat nur ein Schiebefenster zum Treppenhaus; alles was draußen vor sich geht, bekomme ich fast ungefiltert mit. Trotzdem konnte ich ein paar Stunden schlafen. Um fünf Uhr stehe ich auf, die innere Uhr ist noch nicht umgestellt. So habe ich Zeit, mich und meine Sachen zu ordnen, ein bisschen zu schreiben und zu lesen. Im Flugzeug habe ich angefangen, „Tod in den Anden“ von M. Vargas Llosa, dem peruanischen Nationalschriftsteller und ehemaligen Präsidentschaftskandidaten, zu lesen. Eingebettet in eine Kriminalgeschichte geht es um den Terror des *Sendero Luminoso*, um das Zusammenleben, um Mit- und Gegeneinander von Indigenas, Weißen, Mestizen, Kreolen und ihren Weltdeutungen in einer spannungsgeladenen Zeit. Eine bedrückende, spannende und sehr gut erzählte Geschichte von Gewalt, Tod, Ungewissheit und Überleben. Eine literarische Annäherung an die Welt, aus der viele der Menschen kommen, die uns in den nächsten Tagen begegnen werden...

1. Katastrophenhilfe (Caritas Chosica)

Nach dem Frühstück brechen wir mit dem Bus auf nach Carapongo, einer kleinen Stadt in der Diözese Chosica – etwa 1,5 Stunden östlich in der Umgebung der 12-Millionen-Stadt Lima am Fluß Rimac gelegen. Unterwegs sehen wir überall an den grauen Hängen ohne Baum und Strauch die *pueblos juvenes*, die oft längst nicht mehr ‚neuen‘, meist illegal errichteten (mit der Zeit nur teilweise legalisierten) Ansiedlungen der aus dem Hochland Zugewanderten. Auf der Suche nach einem besseren Leben ziehen sie in den Großraum Lima, machen „Invasiones“, d.h. besetzen irgendwo, wo augenscheinlich Platz ist, ein Stückchen Land, errichten eine Hütte oder ein Häuschen. Je höher hinauf, desto seltener gibt es Strom- und Wasseranschluss. Das Leben in diesen Verhältnissen ist ökonomisch wie rechtlich meist prekär; Besitztitel werden, wenn überhaupt, erst nach Jahren vergeben; Arbeit finden die allermeisten nur im informellen Sektor.



Im Frühjahr 2017 wurde Carapongo durch eine große Flut-Katastrophe heimgesucht. Das ist im Großraum Lima eigentlich extrem ungewöhnlich, denn wir befinden uns in einer Wüstenregion. In Lima regnet es so gut wie nie – fünf Mal im Jahr ein paar Tropfen, heißt es. Die Flut von 2017 ist ein sprechendes Beispiel dafür, dass eine „Naturkatastrophe“ meist nicht einfach einem unabänderlichen und schicksalhaften Wüten der Naturgewalten geschuldet ist, sondern in der Regel mit dem Eingreifen von Menschen, mit handfesten ökonomischen Interessen und nicht selten mit kriminellen Machenschaften zu tun hat:

El Niño, das sich periodisch wiederholende Klimaphänomen in der pazifischen Region, hatte monatelange Regenfälle in den Anden ausgelöst. Der Rimac, der, aus den Anden kommend, Lima durchquert und in den Pazifik mündet, war oberhalb der Stadt flutartig über die Ufer getreten und hatte vor allem in den informellen Siedlungen längs des Flusses riesige Schäden angerichtet. Zur

unaufhaltsamen Katastrophe wurde die Flut aber vor allem aufgrund der Machenschaften des international agierenden (ursprünglich brasilianischen) Baugiganten Odebrecht. Das Unternehmen wurde im Jahr 2017 als Hauptakteur des bislang größten Korruptionsskandals der Geschichte entlarvt, in den Politiker*innen aus etlichen lateinamerikanischen Ländern verwickelt sind. Wir erfahren Folgendes: Die Firma hatte ein riesiges Areal am Rimac gekauft, um es zu bebauen (was die Enteignung bzw. Vertreibung der dort lebenden Menschen zur Folge gehabt hätte), eine Straße am Fluss angelegt und asphaltiert und zur Vorbereitung eines Brückenbaus den Deich geöffnet. Mitten in diese Aktivitäten platzte die Enthüllung anhaltender und massiver Bestechung peruanischer Politiker*innen durch das Unternehmen. Nachdem die politischen Parteien vergeblich versucht hatten, die systematische Korruption zu verschleiern, in die nicht nur mehrere Ministerpräsidenten, sondern auch Oppositionspolitiker*innen verstrickt waren, und das Ausmaß der Korruption an den Tag gekommen war, stellte Odebrecht die Bauarbeiten am Fluß von einem Tag auf den anderen ein, ohne die Hochwassersicherung wiederherzustellen. Als kurz darauf die Flut kam, konnten die Wassermassen durch den offenen Deich ungehindert in die Siedlungen eindringen. Das Wasser stieg so schnell, dass die Betroffenen meist nur das nackte Leben retten konnten. Viele Siedler am Fluss verloren ihre gesamte Existenzgrundlage – Obdach und Arbeit. Caritas Chosica leistet hier – unterstützt durch CI – Katastrophenhilfe für Familien, die von der Flut besonders schwer betroffen waren und sind. Wir treffen im Lauf des Tages mehrere Familien, die bis heute von Caritas Chosica begleitet werden. Mit uns sind die Koordinatorin für die Katastrophenhilfe und die Leiterin der Caritas Chosica unterwegs.

Zuerst besuchen wir *Sra. Rufina*. Wir treffen sie in dem kleinen Haus ihrer Schwester an einem sehr staubigen Abhang oberhalb des Flusses am Ortsrand: Dem Aussehen nach eine alte Frau – tatsächlich ist sie 57 Jahre alt – sehr klein, schmal, eine Indigena, die schon seit ungefähr 40 Jahren in Carapongo lebt und dort ihren kargen Lebensunterhalt als Wächterin in der Siedlung gefunden hatte. Sie lebt hier mit ihrem Mann. Die Flut hat ihr Haus zerstört.





Caritas Chosica hat sie beim Aufbau einer Meerschweinchen-Zucht unterstützt, mit der sie ihren Unterhalt zu erwirtschaften versucht. Die Tiere, die sich schnell vermehren und eigentlich anspruchslos zu halten sind, verkauft sie als Delikatesse an Restaurants oder bietet sie im Straßenverkauf feil, teils in Carapongo, teils in Limas Norden, in der Nähe des Flughafens (3-4 Busstunden entfernt), wo ihre Töchter leben. Für ein Meerschweinchen bekommt sie 20 – 30 Soles, das entspricht 4 – 6 Euro.

Inzwischen ist sie jedoch mit neuem Ungemach konfrontiert: In ihrer unmittelbaren Nachbarschaft wird illegal eine Kiesgrube betrieben. Die Betreiber haben das Gelände

kurzerhand abgesperrt und – unrechtmäßig – als „Privatbesitz“ deklariert. Die Kiesstäube überziehen die ganze Gegend mit schmutzigem Grau; die Bananenblätter sind mit einer dicken Staubschicht belegt, das Gras, das die Meerschweinchen ernähren soll, ist verdorben. Die Jungtiere sterben oder wachsen nicht richtig: Die Lebensgrundlage ist erneut gefährdet. Auch für die Atemwege ist diese Umweltbelastung äußerst schädlich. Frau Rufina erzählt dies alles unter Tränen. Sie hat keine Sicherheit, keine Rente – und keine Alternative.

Nach diesem bedrückenden Besuch am Ortsrand fahren wir zur Kapelle im Zentrum von Carapongo, um – verstaubt, wie auch wir jetzt sind – an der Sonntagsmesse teilzunehmen. Die Kapelle an der Hauptstraße ist eigentlich ein großes, halboffenes Zelt. Da es hier fast nie regnet, kann man so bauen. Daneben gibt es Versammlungsräume für die Gemeinde. Die Kapelle ist gut gefüllt, alle Generationen, viele Kinder; ein großer Teil der Gemeinde scheint indigene Wurzeln zu haben. Der Gottesdienst ist perfekt organisiert; eine kleine Band musiziert; es wird lebhaft und gefühlvoll gesungen. Die Predigt des Gemeindepfarrers, Mitglied einer in Peru heimischen neuen Priestergemeinschaft, zum Christkönigsfest klingt in meinen Ohren (trotz rudimentärer Sprachkenntnisse) sehr holzschnittartig: Hier Christus, der König, dort Satan, der „König der Welt“; hier gut, da böse; der Dualismus wird im Stil der Volksmission breit entfal-



tet und endet mit einem moralischen Appell, zur Beichte zu gehen. Wir fragen uns, ob sich hier eventuell ein Einfluss der auch in Peru erstarkenden Evangelikalen zeigt ... Die Ordensschwester Birgit Weiler wird uns später in der Annahme solcher Einflüsse bestärken.

Weihbischof Georgens konzelebriert, am Schluss der Messe fordert der Pfarrer ihn auf, die Kinder zu segnen. Scharen folgen der Einladung, Eltern bringen ihre Kleinen und kommen fröhlich lachend zurück – eine Szene, die ich mir in Deutschland nicht mehr vorstellen kann, nicht nur, weil kaum irgendwo so viele Kinder im Gottesdienst zu finden sein werden.



Nach der Messe haben wir Gelegenheit zum Gespräch mit dem Pfarrer und den Laien-Aktivist*innen der Gemeinde, die zusammen mit den Frauen von Caritas Chosica einen Großteil der Hilfe vor Ort nach der Katastrophe organisiert haben. Sehr eindrucksvolle Leute und Leistungen ... Als ersten Schritt zur Organisation der Hilfe befragten Freiwillige systematisch alle Haushalte, um so die Bedürftigen und unter diesen die Ärmsten ausfindig zu machen; Sozialraumanalyse an der Basis – notwendig, weil die verfügbaren Mittel bei weitem nicht reichen, um allen zu helfen: Wir erfahren, dass Caritas Chosica insgesamt 200 Familien in Carapongo unterstützt. Die Frage *Müsste Caritas in Deutschland nicht auch viel häufiger die Adressaten direkt fragen, was sie brauchen?* macht die Runde in unserer Gruppe.

Ermuntert durch unsere Fragen, erzählen die Aktivist*innen aus der Gemeinde, wie sie sich mehr und mehr mit anderen zivilgesellschaftlichen Gruppen vernetzen, dass es aber bisher praktisch keine Zusammenarbeit mit bzw. seitens der Kommune gibt und dass sie mehr für die politische Kooperation und eine dauerhafte Selbstorganisation tun wollen und müssen.

Wir essen noch gemeinsam mit den Leuten aus der Gemeinde in einem einfachen Lokal nahe der Kapelle zu Mittag. Anschließend fahren wir mit den Frauen von Caritas Chosica zu weiteren betroffenen Familien direkt am Ufer des Rimac.

Unten am Fluss, am Rande einer Siedlung mit einfachen Hütten, treffen wir *Sra. Ada*. Sie ist Witwe, selbst krebskrank, hat zwei Kinder – eine Tochter ist psychisch sehr belastet. Ada ist die Organisatorin einer Gemeinschaft von 26 Familien, deren Hütten unmittelbar hinter dem Damm des Rimac liegen; sie hatten bei der Flut alles verloren – ihre Häuser, die Tiere, von denen sie leben. Das Land, auf dem sie leben, wurde von der Kommune nach der Flut kurzerhand zu unbewohnbarem Gebiet erklärt: *Zona no apta para habitar*. Es wird aber nichts dagegen unternommen, dass die Hütten weiterhin bewohnt werden, im Gegenteil: Sowohl von staatlicher Seite als auch von verschiedenen Hilfsorganisationen wurden Einraumhütten zur Verfügung gestellt – eben auf diesem „nicht bewohnbaren“ Land.



Indem der Staat das Land für unbewohnbar erklärt, sichert er sich gegen eventuelle Entschädigungsansprüche ab. Ein weiteres Symptom der Dysfunktionalität: Die besagten Hütten, die vom Staat bereitgestellt werden (im Bild links: die weißen), werden den Landeigern zur Verfügung gestellt, die aber häufig gar nicht diejenigen sind, die auf dem Land siedeln; dann bleiben die Hütten einfach ungenutzt.



Ada und ihre Nachbarinnen berichten, ihnen sei eine Umsiedlung in eine urbane Gegend angekündigt worden. Das mag mehr Sicherheit vor dem Hochwasser verheißen, bedeutet aber auch, dass die Familien dann nicht mehr von der Kleintierhaltung (Gänse, Hühner, Meerschweinchen) leben könnten. Für die meisten von ihnen ist dies bisher die Haupteinnahmequelle. Bisher wissen sie nicht, ob überhaupt und wann es eventuell zur Umsiedlung

kommen wird. Die Frauen wollen sich dennoch darauf vorbereiten. Sie haben nach Einkommensquellen gesucht, von denen sie auch in städtischer Umgebung leben können. Offenkundig sind es hier die Frauen, die das *Community Organizing* ebenso wie die kreative Sorge für den Unterhalt in die Hand nehmen; die Männer blieben – nach unserer Wahrnehmung – in einer Beobachterrolle. Die Frauen arbeiten inzwischen daran, eine Näherei aufzubauen; stolz zeigen sie uns die Anfänge: Bisher haben sie einen Raum mit Tischen, (nur) drei Nähmaschinen und allerhand Sachspenden. Sie suchen noch nach Anleitung, um ein solches Projekt handwerklich und wirtschaftlich auf die Beine zu stellen. Unterdessen kümmern sie sich weiterhin um die Kleintiere, die sie verkaufen können. Ada unterhält zudem einen kleinen Laden; aus dessen Erlös hat sie ein Schwein angeschafft. Das dient ihr als eine Art Versicherung für die Kosten, die sie für die Schulbildung ihrer Kinder aufbringen muss.



In einer benachbarten Siedlung treffen wir *Sra. Angela*. Sie erzieht ihre drei Kinder allein; ihr Mann hat sie verlassen. Ihr Grundstück liegt unmittelbar hinter dem Deich; auch sie hat bei den Überschwemmungen von 2017 alles verloren – wir hören, dass die Flut die Siedler hier unten zweimal heimgesucht hat. Mit ihren Kindern bewohnt sie ein Häuschen mit einem kleinen Hof. Daran schließt sich flussseitig ein zweiter Hof an, in dem sie jetzt wieder eine kleine Schweinezucht betreibt. Sie denkt nicht daran, die Gegend eventuell verlassen zu müssen. Hilfe vom Staat? *Nada, nada, nada* – Hilfe komme ausschließlich von der Caritas.

Ähnliches hören wir auch bei dem letzten Besuch, den wir in Carapongo machen. Wir treffen die (Groß-)Mutter, die Tochter mit zwei kleinen Kindern und einen 13-jährigen Neffen an. Sie hatten durch die Überschwemmung alle ihre Kleintiere (Kaninchen, Meerschweinchen, Hühner) verloren, mussten vom höher gelege-



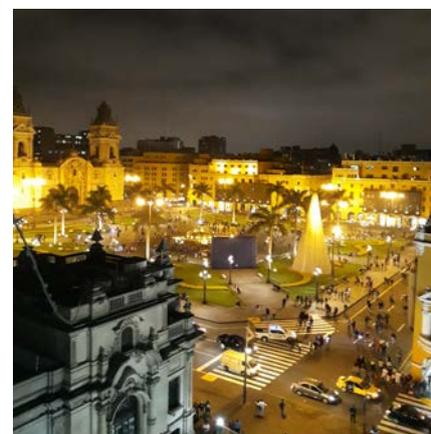
nen Notquartier aus sehen, wie ihre Habe gestohlen wurde, und wurden ein zweites Mal evakuiert, nachdem sie ihr Haus gerade wieder bezogen hatten. Alles mit einem neugeborenen Baby. Diese Familie wirkte noch sehr erschüttert und verängstigt.



Alle Frauen/Familien, die wir getroffen haben, sind Indigenas, die teils schon seit Jahrzehnten, teils erst seit ein paar Jahren in der Region leben. Das ärmliche Leben am Rande der Stadt ist offenbar für alle, die wir gesprochen haben, dem Leben in den Bergen vorzuziehen. Obwohl sie kaum Unterstützung vom Staat erhalten, sind vor allem die Möglichkeiten der Gesundheitsversorgung und der (Aus-)Bildung für die Kinder deutlich besser als im Hochland. Diese Botschaft wird sich auch in den kommenden Tagen bei unseren Besuchen bestätigen.

2. Sozialpolitik I: Begegnung mit der peruanischen Sozialministerin

Zurück in Lima, sind wir am Abend mit der Ministerin für Soziales und Entwicklung, Liliana La Rosa Huertas, verabredet. Dank persönlicher Kontakte zwischen dem Leiter von CI, Oliver Müller, und der Ministerin haben wir die Möglichkeit zu diesem Gespräch. Wir treffen sie in ihrem Büro an der Plaza de Armas, in Limas historischem Zentrum, von wo aus sich ein spektakulärer Blick auf den festlich erleuchteten Platz bietet. Sie zieht diesen Ort dem anderen Ministeriumsstandort in San Isidro, dem feinen modernen Bankenviertel, vor. In einem sehr engagierten Vortrag erläutert sie uns ihr Programm zur Armutsbekämpfung und zur Sozialentwicklung, zur Eindämmung der Anämie bei Kindern – ein im ganzen Land virulentes, vor allem im Hochland geradezu endemisches Problem.



Die Ministerin ist erst seit 7 Monaten im Amt (ohne Parteizugehörigkeit), hat in dieser Zeit gerade bei der Gesundheitsversorgung und -bildung schon einiges erreicht, muss aber offensichtlich sehr um ihre Position und die Durchsetzung ihrer Ziele kämpfen – und das bei sehr knappen Mitteln: Der Sozialetat des Landes macht gerade einmal 2,85% des Haushaltes aus.



Nach dem Gespräch sind wir an der Plaza zum Abendessen eingeladen. Der wichtigste Ertrag dieses Abends ist vermutlich, dass die beiden Vize-Minister (Staatssekretäre) mit den Führungspersönlichkeiten von *Cáritas del Perú* ins Gespräch kommen. Wir erfahren, dass es bisher keinerlei Direktkontakte zwischen den Spitzenbeamten des Sozialministeriums und den Caritas-Leuten gegeben hatte...

Die Ministerin ist eine sehr tatkräftige, charismatische und überzeugende Persönlichkeit, sie erzählt uns später am Abend aus ihrem Leben: Sie stammt aus einem armen Elternhaus, konnte dank der Unterstützung durch ihre früh verwitwete Mutter die Schule und die Universität besuchen, Krankenpflege studieren, engagierte sich in der kirchlichen Jugendarbeit und in der studentischen Selbstverwaltung und erfuhr wesentliche Inspiration durch die Befreiungstheologie, v.a. durch deren peruanischen „Vater“ Gustavo Gutierrez. Ihr Engagement für die Überwindung der Armut, für die Gesundheit der Kinder, für Bildungsbeteiligung und Geschlechtergerechtigkeit erwächst ganz offensichtlich eigener Erfahrung.

Manches, wovon uns die Ministerin erzählt, wird uns an den nachfolgenden Stationen unserer Reise wiederbegegnen, etwa das Thema Anämie, die Anstrengungen zur Umsetzung von Partizipationsrechten und Inklusion ...

3. Cáritas del Perú

An unserem zweiten Reisetag nach dem Frühstück brechen wir (mit Gepäck) zur Begegnung mit Cáritas del Perú auf. Die Zentrale liegt in einem Industriegebiet in Callao, der Hafenstadt (und eigenen Diözese) im Norden Limas. Dieser aus unserer Perspektive ungewöhnliche und nicht eben günstig erscheinende Standort hat mit der Geschichte von Cáritas del Perú zu tun: Sie widmete sich jahrzehntelang vor allem der Katastrophenhilfe, sammelte deshalb große Mengen Hilfsgüter, insbesondere zur Ernährungshilfe; dafür wurden die großen Lagerhallen benötigt. Obwohl sich inzwischen die Schwerpunkte der Arbeit diversifiziert haben und die Katastrophenhilfe nicht mehr die einzige Engagementform darstellt, wurde der Standort beibehalten.



Informationsveranstaltung sowohl sozial-strukturelle Probleme des Landes als auch die Schwerpunkte der Caritasarbeit vorgestellt.



Cáritas del Perú wurde 1955 durch die peruanische Bischofskonferenz gegründet und ist als eingetragener Verein organisiert. Lange Zeit lag der Fokus auf der Hungerbekämpfung. In den 90er Jahren, nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion, fusionierten viele lateinamerikanische Caritasorganisationen mit der Sozialpastoral; *Cáritas del Perú* und die bischöfliche *Comisión Episcopal de Acción Social* (CEAS) blieben jedoch getrennt. In der Folgezeit und bis heute führt diese Parallelstruktur zu einer gewissen Konkurrenzsituation – von Sr. Birgit Weiler werden wir später hören, dass CEAS in mancher Hinsicht die bessere, mutigere und weniger von Korruption angefochtene Caritasarbeit leistet.

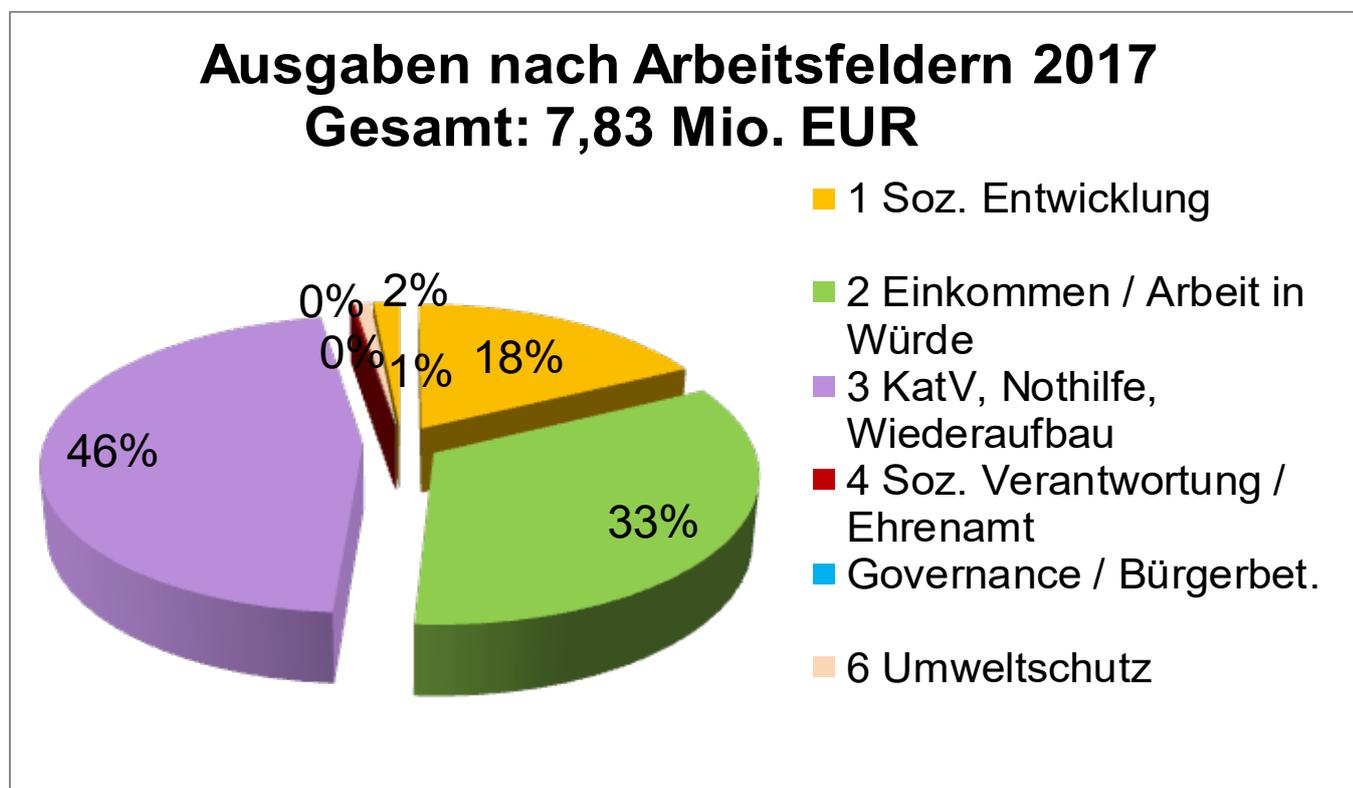
Heute bestimmt *Cáritas del Perú* die eigene Aufgabe so:

- ▶ „Unsere Mission ist der Dienst der Nächstenliebe und der Solidarität.“

- ▶ Im Licht des Evangeliums und der Soziallehre der Kirche ermutigen und begleiten wir einen Prozess der auf das Gemeinwohl ausgerichteten Transformation der peruanischen Gesellschaft.
- ▶ Wir verpflichten uns, ein soziales Bewusstsein zu schaffen und Prozesse der ganzheitlichen Förderung der Armen und Ausgeschlossenen anzustoßen, damit sie eine christliche Leitung im Dienst ihrer Gemeinschaften übernehmen.
- ▶ Wir schützen das Geschenk des Lebens von seiner Empfängnis bis zu seinem natürlichen Ende, die Familie und die Schöpfung und fördern die nachhaltige Nutzung natürlicher Ressourcen.“

Die Hauptarbeitsfelder sind

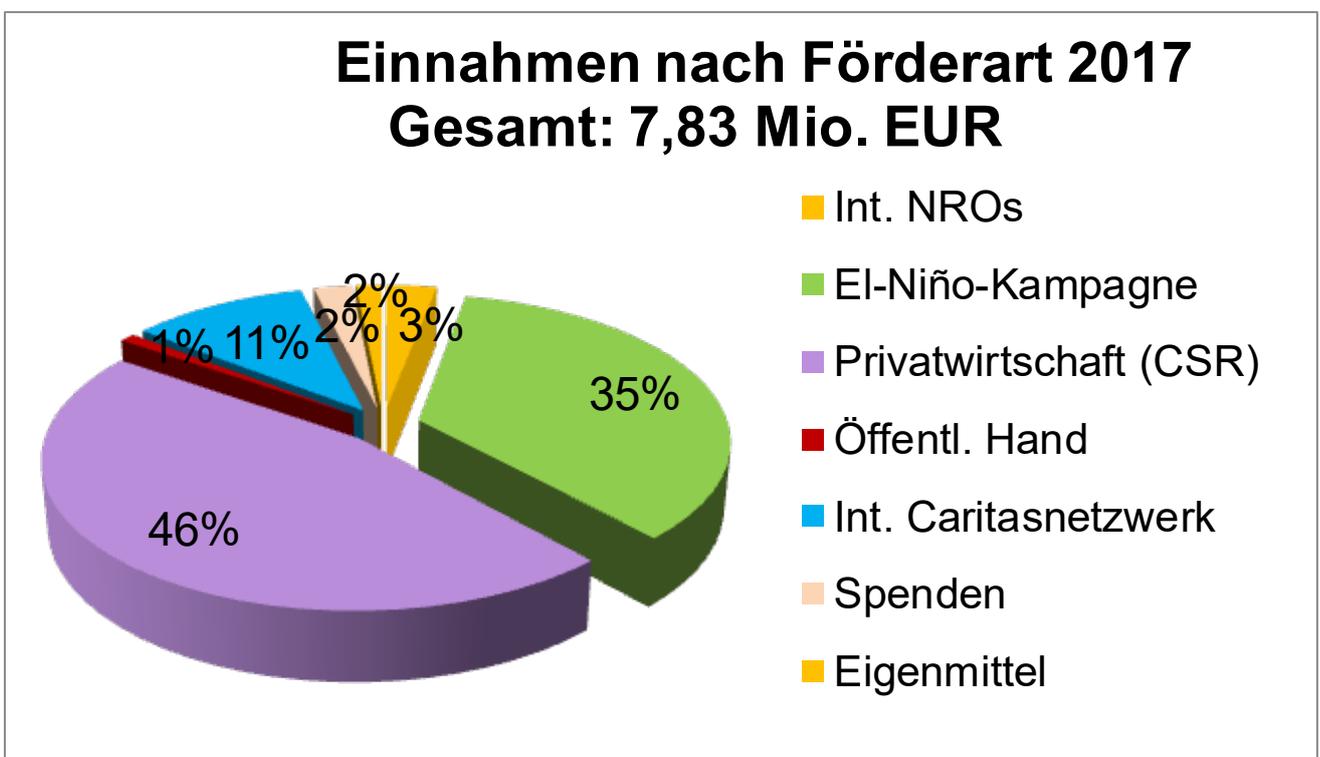
- Soziale Entwicklung
- Einkommensschaffende Maßnahmen und Arbeit in Würde
- Katastrophenvorsorge, Nothilfe und Wiederaufbau
- Soziale Verantwortung und Ehrenamt
- Governance und Bürgerbeteiligung
- Umweltschutz
- Stärkung und Weiterentwicklung des Caritasnetzwerks



Quelle: Caritas International, 2018

Fragen aus unserem Kreis beziehen sich v.a. auf die Caritas-Strukturen, auf Finanzierung und Mitteleinsatz. Anders als die Caritas in Deutschland ist *Cáritas del Perú* institutionell vollständig abhängig von den Bischöfen. Ein von der peruanischen Bischofskonferenz gewähltes Gremium aus 8 Bischöfen leitet de facto die nationale Caritas und bestellt den Generalsekretär. Die Arbeit wird weitgehend auf der Diözesanebene und in Abhängigkeit vom jeweiligen Ortsbischof organisiert; Orts- und Pfarreiebene spielen kaum eine tragende Rolle. Apropos Abhängigkeit vom Bischof: Sr. Birgit Weiler wird uns erzählen, dass vor Jahren ein besonders klerikaler Bischof „seine“ Caritas kurzerhand aufgelöst habe – er brauche sie nicht –, um sie nach El Niño 2017 eilends zu reetablieren ...

Die insgesamt eher überschaubaren finanziellen Mittel (s.o.) kommen aus unterschiedlichen Quellen; dabei sticht uns ein auffallend hoher Anteil aus der Privatwirtschaft (u.a. aus dem Bergbau) ins Auge; das scheint uns problematisch, weil Abhängigkeiten entstehen und so das kritische Potential von Caritas und Kirche geschwächt wird: Wie soll die Caritas sich kritisch zur Ausbeutung der Umwelt und zu problematischen Geschäftspraktiken äußern, wenn sie gleichzeitig von den Unternehmen, deren Praktiken Kritik hervorrufen, Geld empfängt? Der aktuelle Generalsekretär ist ein ehemaliger Manager; zwischen ihm und dem Stab sind auch in unserem Gespräch Spannungen überdeutlich spürbar.



Quelle: Caritas International, 2018

Cáritas del Perú hat eine schwierige Zeit (noch nicht ganz?) hinter sich, die langjährige Fokussierung auf Katastrophenhilfe, die auch heute noch fast die Hälfte des Projektvolumens ausmacht, und damit einhergehend das Verfügen über große Mengen von Hilfsgütern hat die Anfälligkeit für Korruption befördert; der Vorgänger des heutigen Generalsekretärs musste wegen Korruptionsvorwürfen seinen Posten räumen; über diese Dinge und über das komplizierte Verhältnis zwischen *Cáritas del Perú* und der verfassten Kirche erfahren wir gegen Ende unserer Reise mehr im Gespräch mit Birgit Weiler. Der jetzige Chef wurde eingesetzt, um aufzuräumen und neue Ideen einzubringen, scheint aber – so erfahren wir – eher ein Mann alter Schule zu sein, der sich kaum auf innovative Ansätze, die die Mitarbeiter*innen und auch die Geldgeber favorisieren, einlässt; sachliche und atmosphärische Schwierigkeiten sind die Folge.

Der Besuch wird abgerundet durch einen gemeinsamen Gottesdienst und ein (viel zu reichliches) Mittagessen in der Kantine. Wir loben die Speisen, die Köchin erzählt uns voller Stolz, wie sie zubereitet wurden. Wir verabschieden uns und brechen auf zum nahen Flughafen, um nach Puerto Maldonado / Madre de Dios zu fliegen.



4. Landeskunde – Informationssplitter

Aus dem Gespräch bei *Cáritas del Perú* konnten wir viele Informationen über das Land und seine mit der Topografie verbundenen sozialen und ökologischen Herausforderungen mitnehmen; ich ergänze sie mit meinem Reiseführer und verknüpfe sie mit unseren Eindrücken:

- Die Pazifikküste (*Costa*), ein 10 - 80 km breiter Wüstenstreifen mit etwa 40 Flußoasen auf knapp 3000 km Länge, umfasst ca. 12% der Landfläche Perus. Das Klima wird hier durch den Humboldtstrom beeinflusst. Regen fällt hier kaum; dennoch wird in den Oasen mit Hilfe künstlicher Bewässerung Landwirtschaft betrieben, auch für den Export (z.B. Avocados). Etwa 60% der Peruaner leben hier; allein 12 Mio – mehr als 1/3 der gesamten Bevölkerung (knapp 32 Mio.) – konzentrieren sich in Lima und Umgebung.
- Im Hochgebirge (*Sierra*), das etwa 28% der Fläche des Landes ausmacht und dessen Gipfel bis zu 6.700 m aufragen, siedeln Menschen bis auf ca. 3500 m Höhe. Im Hochland – etwa in der Region um Puno am Titicaca-See – gibt es wenig Wasser, aber hier leben auch nur wenige (und immer weniger) Menschen.

- Der Regenwald (*Selva*) bedeckt etwa 60% der Landfläche Perus im Amazonasgebiet; hier leben nur 11% der Bevölkerung, d.h. etwa 3,5 Mio. Einwohner, überwiegend Indigenas. Im subtropischen Klima – es ist ganzjährig feuchtheiß – gedeihen eine überaus vielfältige Flora und Fauna. Aber dieses für das Weltklima so wichtige Ökosystem ist durch Raubbau an den natürlichen Ressourcen hochgradig gefährdet.

Der kurze Überblick zeigt: In ganz Peru sind Wasser und Boden nicht nur extrem ungleich verteilt, sondern auch in hohem Maße gefährdete Ressourcen:

An der Küste herrscht – so paradox das im Angesicht des Ozeans erscheinen mag – notorischer Wassermangel (Trink- und Brauchwasser). Die hier lebende Bevölkerungsmehrheit hat nur 1,76% der Wasser-Ressourcen des Landes zur Verfügung. V.a. in den ärmeren Vierteln Limas muss bereits heute ein großer Teil der Wasserversorgung mit Tankwagen erfolgen. Im Regenwald, wo nur ein kleiner Teil der Bevölkerung lebt, sind 97% der Wasservorkommen konzentriert. Dieser Wasserreichtum ist jedoch durch brutale Eingriffe in das Ökosystem gefährdet, v.a. durch die Goldschürfferei; der Einsatz von Quecksilber (s.u.) macht das Wasser ungenießbar und den Boden langfristig unbebaubar.

Die Vernichtung des Regenwaldes durch Abholzung nimmt unvorstellbare Ausmaße an – von 143.000 km² jährlich ist die Rede, das entspricht 200.000 Fußballfeldern! Der Vergleich macht die Ausmaße der Katastrophe anschaulich, die damit für die dort lebenden Menschen, Tiere und Pflanzen, zugleich aber auch für das Weltklima provoziert wird.

Nur 6% der Fläche des Landes ist geeignet für die Landwirtschaft und wird dauerhaft bewirtschaftet. 13% des Landes sind grasbewachsen und werden als Weideflächen genutzt; ca. 17% der Fläche Perus (das sind mehr als 220.000 km²) sind staatlich geschützte Naturreservate¹ (die aber, wie wir erfahren werden, ebenfalls durch die Schürfferei bedroht sind; die Goldwäscher respektieren die Grenzen nicht, und staatlicherseits wird der Schutz der Naturreservate nicht konsequent durchgesetzt).

40% der Landfläche hat die Regierung privaten Investoren zur Erschließung und Nutzung natürlicher Ressourcen und für großflächige Agrarwirtschaft überlassen.² Diese Zahl deutet auf das Gewicht des Bergbaus und der Ausbeutung von Bodenschätzen als Wirtschaftsfaktor in dem Schwellenland Peru hin. Wir werden die Schattenseiten dieser Realität am Rande unserer Projektbesuche erleben – als Einflussfaktor auf die Lebensbedingungen der landwirtschaftlichen Kooperativen, die wir im Regenwald besuchen, und noch einmal in dem Bericht eines unserer Gesprächspartner in Arequipa, der den Bergbau als Bedrohungsfaktor seiner bäuerlichen Exis-

¹ Welthungerhilfe: <https://www.welthungerhilfe.de/informieren/laender/peru/auf-die-kleinbauern-kommt-es-an/> .

² Vgl. Welthungerhilfe: <https://www.welthungerhilfe.de/informieren/laender/peru/auf-die-kleinbauern-kommt-es-an/> . In diesem Bericht wird auf die Problematik von Landraub und prekären Landrechten der kleinbäuerlichen Bevölkerung hingewiesen, die mit dem Vordringen großer Agrar- und Bergbauunternehmen einhergeht.

tenz und seiner Gesundheit erlebt hat und letztlich als Push-Faktor für die Binnenmigration (s.u. das Beispiel von Ernesto; Bericht des Caritasdirektors von Puno).

30% der Landflächen gelten als stark durch Erosion beeinträchtigt, 38% als gering beeinträchtigt. Das betrifft v.a. die Gebirgsregionen. Landesweit beläuft sich der Landverlust durch Erosion auf ca. 45 t pro Hektar und Jahr (als tolerabler Wert gelten 2-5 t/ha/Jahr).

Die Verkehrsinfrastruktur im ganzen Land ist aufgrund der geografischen Gegebenheiten schwierig. Während Lima (wie viele Megastädte weltweit) unter chronischem Verkehrsinfarkt leidet, ist die Infrastruktur in der Fläche eher dürftig; manche Regionen im Amazonastiefland sind auf dem Landweg gar nicht erreichbar (sie an das Straßennetz anzubinden, wird je nach Perspektive als wünschenswert oder – etwa für die Völker „in freiwilliger Isolation“, s.u. – als hoch gefährlich eingeschätzt). Während im Amazonastiefland manche Gemeinschaften / Völker nur mit dem Boot erreicht werden können, sind die Städte vor allem durch Flugverbindungen verbunden. Der Straßenbau geht rapide voran, bleibt aber vor allem im Hochland schwierig und ist stets durch Erdbeben gefährdet. Dass die Entwicklung der Verkehrsinfrastruktur auch etwas mit dem Funktionieren der Kommunalpolitik zu tun hat, ahnen wir, als wir in Arequipa in die Viertel der ärmeren Bevölkerung kommen und die Situation dort mit den Bildern aus Carapongo vergleichen (s.u.).

Zweite Station: Puerto Maldonado

Von der Megacity Lima fliegen wir binnen knapp zwei Stunden über die Anden ins Amazonastiefland ... ein schneller Wechsel, der uns die Gegensätze ahnen lässt, die dieses Land prägen und das Leben darin erschweren: Wüste – Hochgebirge – Regenwald.

Wir sind also in *Puerto Maldonado* gelandet, in der Hauptstadt des Bezirks *Madre de Dios* und Sitz der gleichnamigen Diözese. Die Stadt liegt 55 km westlich der bolivianischen Grenze, 115m ü. NN. Wegen des besonderen Artenreichtums der Region wird sie auch „Hauptstadt der Biodiversität“³ genannt. Heute hat Puerto Maldonado etwa 55.000 Einwohner, mit stark wachsender Tendenz. Das Wachstum der Städte im Amazonastiefland ist einerseits der Anziehungskraft des Goldes geschuldet – Arbeitssuchende aus dem Hochland kommen hierher in der Hoffnung auf gute Einkünfte; in der Tat kann ein Schürfer deutlich mehr verdienen als die Bauern, die wir treffen, mit ihrer ökologisch nachhaltigen Landwirtschaft durchschnittlich erwirtschaften



³ Kirst, Detlev (2017): Peru, Ostfildern, S. 392.

können. Andererseits trägt auch die internationale Migration zum Wachstum der Städte bei: Zurzeit kommen viele Menschen aus dem krisengeschüttelten Venezuela hierher. Davon werden wir bei der diözesanen Caritas noch etwas hören.

Auf der kurzen Fahrt vom Flughafen zum Hotel begegnen uns viele Motorräder – offenbar das Hauptverkehrsmittel. In der Regel sind sie mindestens mit zwei, oft auch mit drei, vier, ja fünf Personen (z.B. Eltern mit kleinen Kindern) besetzt. Wir checken in einem Hotel im Ortszentrum ein; dort sind wir angenehm untergebracht. Heute steht nur noch das Abendessen auf dem Programm – Gelegenheit, sich etwas an das subtropische Klima zu gewöhnen. Die Luftfeuchtigkeit liegt bei fast 100%, auch nachts liegen die Temperaturen bei ca. 25° C, das Wetter ist unbeständig.



Zum Essen begleiten uns zwei Mitarbeiterinnen der diözesanen Caritas: Laura, Agrar-Ingenieurin, wird morgen mit uns in den Regenwald fahren, und die Juristin der Caritas, die v.a. über den Menschenhandel und die fast ausweglose Situation der Opfer – Versklavung und Zwangsprostitution – berichtet. Das erklärt uns die Plakate mit Vermisstenanzeigen, die wir an den Flughäfen im Land sehen.

Besondere Attraktion des Abends: Ein Faultier, das sich in Zeitlupe an der Dachkonstruktion der Veranda entlanghangelt.

5. Anpassung an den Klimawandel im Amazonastiefland

Der dritte Tag ist dem Besuch zweier bäuerlicher Kooperativen in der Diözese *Madre de Dios* gewidmet, die von der Caritas bei dem Aufbau einer nachhaltigen, biodiversen Land- und Forstwirtschaft sowie bei der Verwertung und Vermarktung ihrer Produkte unterstützt werden.⁴ Wir fahren mit einem kleinen Bus von Puerto Maldonado ca. 80 km Richtung Cusco (also nach Südosten) durch die Pampa; zunächst regnet es in Strömen, später lockert der Himmel auf. Unser erstes Ziel, die Gemeinschaft *El Progreso* liegt einige Kilometer abseits der Straße im Regenwald; wir erreichen sie über eine nicht asphaltierte, matschige Piste mit dem Bus.



⁴ Projekt 200-002/2018: Sicherung der Lebensgrundlagen und Anpassung von kleinbäuerlichen und indigenen Gemeinschaften im Amazonasgebiet an den Klimawandel, Bolivien und Peru, 2018-20.

Am Ziel erwarten uns die Männer der Gemeinschaft – sie besteht aus 26 Familien –, die hier mitten im Regenwald ein *proyecto agroforestal* entwickelt. Sie betreiben eine Mischwirtschaft aus Waldpflege und Fruchtanbau. Es soll immer eine möglichst große Vielfalt von Früchten angebaut werden, um nicht von einer Monokultur abhängig zu sein und um der Bodenerosion vorzubeugen.



Die Hauptfrucht, die diese Bauern kultivieren, ist *Copoaçu* (oder *Cupuaçu*), eine brasilianische „Cousine“ der Kakaopflanze. Deren Fruchtfleisch kann roh gegessen oder versaftet werden, die Kerne werden ähnlich wie Kakao zu Schokolade oder Trinkschokolade verarbeitet. Außerdem bauen die Landwirte von *El Progreso* Kakao, Bananen, Ananas, Paranüsse und Avocados an. Die jetzt schon beachtliche Vielfalt soll bis auf ein Dutzend parallel kultivierter Fruchtpflanzen und Bäume erweitert werden.

Einer der Bauern, der uns über seine Felder führt, erläutert, von seinen 30 ha bearbeite er 15 mit den Früchten, die anderen 15 erhalte er als Wald, um so zur nachhaltigen Sicherung des Naturraums beizutragen. Die Gemeinschaft arbeitet zusammen (*minca*), wie die Familien es aus der traditionellen bäuerlichen Kultur in den Bergen mitgebracht haben. Man hilft sich gegenseitig bei der Bestellung der Felder, bei der Ernte und der Verarbeitung der Früchte.



Die gemeinschaftsbasierte kleinbäuerliche Landwirtschaft erscheint als ein Modell, das ernst macht mit der alten Idee der „gemeinsamen Bestimmung der Güter“, die auch in der Soziallehre der katholischen Kirche verankert ist. Jeder soll bewirtschaften bzw. nutzen können, was er / sie zum Leben benötigt, ohne sich auf Kosten der Anderen zu bereichern.

„Der Reiche und der Arme besitzen die gleiche Würde, denn ‚der Herr hat sie alle erschaffen‘ (Spr 22,2), ‚er hat klein und groß erschaffen‘ (Weish 6,7) und ‚lässt seine Sonne aufgehen über Bösen und Guten‘ (Mt 5,45). Das hat praktische Konsequenzen wie die, welche die Bischöfe von Paraguay darlegten: ‚Jeder Campesino hat ein natürliches Recht darauf, ein angemessenes Stück Land zu besitzen, wo er seine Wohnstätte errichten, für den Lebensunterhalt seiner Familie arbeiten und existentielle Sicherheit haben kann. Dieses Recht muss garantiert werden, damit es keine Illusion bleibt, sondern konkret angewendet wird. Das bedeutet, dass der Campesino außer dem Eigentumszertifikat sich auf Mittel technischer Schulung, Kredite, Versicherungen und Vermarktung verlassen muss.“⁵



Die Bauern sind vor etlichen Jahren aus dem Hochland in das Tiefland migriert, weil sie in den Hochanden kaum mehr ihren Lebensunterhalt erwirtschaften konnten. Sie mussten sich völlig umstellen und zunächst einmal lernen, wie man den fruchtbaren Boden im Regenwald sinnvoll bebaut. Im Hochland kannten sie nur Reis-, Mais- und Kartoffelanbau, aber keine Bäume. Mit der Vielfalt von

Bäumen und Früchten, die im Tiefland gedeihen, waren sie weder vertraut noch hatten sie eine Ahnung von geeigneten Anbautechniken. Fachleute von Caritas Madre de Dios leiten sie an und helfen ihnen, ein neues Lebens- und Wirtschaftskonzept aufzubauen. Inzwischen hat die Gemeinschaft ein Grundstück an der Straße gekauft und baut dort eine Verarbeitungsanlage für *Copoacu*, um die Früchte selbst verwerten und die Produkte verkaufen zu können. Fördermittel erhalten sie durch ein staatliches Hilfsprogramm (MinamCaf). Mit der Methode des Gemeindeentwicklungsplans (*plan de vida*), bei dessen Ausarbeitung Projektmitarbeiter der Caritas die bäuerlichen Gemeinschaften unterstützen, haben bisher 5 Gemeinden in der Region ein solches Konzept für eine gemeinsam betriebene Landwirtschaft und die Verwertung der Erträge erarbeitet.

⁵ Enzyklika *Laudato si'*,⁹⁴ (Binnenzitat: Bischofskonferenz von Paraguay, Hirtenbrief *El campesino paraguayo y la tierra* (12. Juni 1983), 2, 4, d.



Von *El Progreso* aus fahren wir weiter Richtung *Cusco* auf der *Interoceanica*, die Rio de Janeiro mit dem Pazifik verbindet und deren Bau (an dem wiederum der Baugigant Odebrecht beteiligt war) das südliche Amazonastiefland im letzten Jahrzehnt⁶ revolutionär verändert hat. Über die Straße ist die Stadt in den Anden (auf 3350 m) heute binnen weniger Stunden vom Tiefland aus erreichbar, während der Weg durch den Regenwald und das Gebirge dorthin vor dem Bau einer Straße etwa drei Wochen in Anspruch nahm, später – nach ersten Erschließungsmaßnahmen – binnen acht Tagen überwunden werden konnte. Mit der Erleichterung der Mobilität geht ein tiefgreifender Kulturwandel einher, der Licht- und Schattenseiten hat. Einerseits bringt der Straßenbau große Erleichterungen mit sich, werden Personen- und Warenverkehr zwischen dem Hochland (Region Cusco) und dem Tiefland erheblich vereinfacht und beschleunigt. Märkte werden erreichbar, weiterführende Schulen, der Anschluss an die Stadt Puerto Maldonado wird für die Regenwaldbewohner möglich.



Zugleich wird das empfindliche Ökosystem des Amazonastieflandes fast schutzlos den Interessen an Ressourcenausbeutung ausgesetzt; die lokalen Gemeinschaften werden herausgefordert durch illegale Camps – wie die Goldgräberstadt *La Pampa*, die längs der *Interoceanica* wuchert. Auf unserem Weg zu einer zweiten agrofo-



⁶ Das gigantische Straßenbauprojekt startete 2004 und wurde in Etappen realisiert, durch public-private-partnership. Vor allem wirtschaftlichen Interessen dienend, wurde das Projekt kaum durch ökologische Folgenabschätzung (für Amazonien und die Anden) begleitet.

restalen Kooperative fahren wir durch *La Pampa* – eine komplett illegale und ungeordnet wuchernde Stadt, in der u.a. Menschenhandel, Zwangsprostitution, Schwarzhandel (u.a. mit Benzin) und Gewaltkriminalität „blühen“. Wir steigen nicht aus; unsere Gastgeberinnen von Caritas Madre de Dios halten es für zu gefährlich. Die Caritas ist hier nicht gern gesehen, weil sie die Landausbeutung und -zerstörung offen kritisiert. Von der Straße aus sehen wir eher wenig von der zerstörten Natur: Abholzungen und das brackige, stehende Wasser, dessen ungesunde Farbe die Vergiftung anzeigt; ein erster Eindruck von der Verwandlung des Regenwaldes in eine „Mondlandschaft“... Hier von einem „Krieg“ gegen die Natur zu sprechen, oder – wie Papst Franziskus in *Laudato si'* schreibt – von der „geschundenen Erde“, die zu den Ärmsten der Armen gehört, drängt sich geradezu auf.

Die Goldschürfererei stellt heute eines der größten Probleme für die Integrität der Natur und für die Existenzsicherung der Bauern dar – einmal abgesehen von den globalen Klimafolgen. Die Goldschürfer zerstören dauerhaft die Landschaft, sie holzen den Wald großflächig ab, graben auf ca. 10 Meter Tiefe, wo die Goldschicht beginnt, spülen Gold mit Quecksilber aus, das Quecksilber bleibt im Boden und gelangt in die Amazonaszuflüsse, macht das Wasser unbrauchbar und das Land unbebaubar. Wenn der Landstrich ausgebeutet ist, ziehen sie weiter – zurück bleiben gigantische Schneisen der Verwüstung.



Diese Art der „Landnutzung“ und die damit verbundenen Ansiedlungen mit ihren Gewerben werden vielfach illegal betrieben; der Staat hat die Akteure jedoch bislang weitgehend gewähren lassen. Erst allmählich beginnen die Behörden, zumindest das Vordringen der Schürfer in die Naturreserve zu stoppen. Allerdings vergibt der Staat großzügig Konzessionen zur Ressourcennutzung (s.o.), wodurch den Kleinbauern das Recht auf landwirtschaftliche Nutzung streitig gemacht wird. „Landgrabbing“ ist hier, wie in vielen anderen rohstoffreichen Ländern, ein großes Problem; es muss in einem weltwirtschaftlichen Zusammenhang gesehen werden:

„Die soziale Ungerechtigkeit geht nicht nur Einzelne an, sondern ganze Länder, und zwingt dazu, an eine Ethik der internationalen Beziehungen zu denken. Denn es gibt eine wirkliche ‚ökologische Schuld‘ – besonders zwischen dem Norden und dem Süden – im Zusammenhang mit Ungleichgewichten im Handel und deren Konsequenzen im ökologischen Bereich [...]. Der Export einiger Rohstoffe, um die Märkte im industrialisierten Norden zu befriedigen, hat örtliche Schäden verursacht wie die Quecksilbervergiftung in den Goldminen oder die Vergiftung mit Schwefeldioxid im Bergbau zur Kupfergewinnung.“

(Enzyklika *Laudato si'* 51)

Viele, die aus dem Hochland gekommen sind, um im Tiefland eine Lebensgrundlage zu finden, gehen davon aus, dass der Regenwald keinem gehört, dass man Land nehmen und damit machen kann, was man will. Eine solche Einstellung, die durch die Landpolitik wie durch die privatwirtschaftlichen Interessen international agierender Unternehmen begünstigt wird, erscheint geradezu als eine Perversion der indigenen Vorstellungen von der Erde als nährenden Mutter, als *Pacha Mama*. Gutes Leben (*buen vivir*) kann nur im Einklang mit ihr, nicht gegen sie gelingen. In der Enzyklika *Laudato si'* heißt es, für die Indigenen sei

„das Land nicht ein Wirtschaftsgut, sondern eine Gabe Gottes und der Vorfahren, die in ihm ruhen; ein heiliger Raum, mit dem sie in Wechselbeziehung stehen müssen, um ihre Identität und ihre Werte zu erhalten. Wenn sie in ihren Territorien bleiben, sind es gerade sie, die am besten für sie sorgen. In verschiedenen Teilen der Erde stehen sie jedoch unter Druck, ihr Land aufzugeben, um es für Bergbauprojekte bzw. land- und viehwirtschaftliche Pläne frei zu lassen, die nicht auf die Schädigung der Natur und der Kultur achten.“

(Enzyklika *Laudato si'* 146)



Unsere Fahrt führt uns weiter nach *La Rosa*, zu der Kooperative *Aprocci*. Dort werden wir von der *Presidenta* der Kooperative begrüßt. Die Gemeinschaft funktioniert ähnlich wie *El Progreso*, nur dass hier vor allem Kakao angebaut und verarbeitet wird und dass die Frauen offenbar eine sehr viel aktivere Rolle und Führungsaufgaben innehaben. Sie zeigen uns die Fermentierungs- und Trocknungsanlage, erklären uns die Schritte und Risiken in dem langwierigen Prozess der Kakao-Herstellung (ich werde Schokolade künftig etwas aufmerksamer essen) und erläutern ihre Pläne: Trinkschokolade und Schokolade sollen hergestellt und vermarktet werden, die Maschine für die Herstellung von Trinkschokolade ist bereits vorhanden, weitere Geräte und

Ausstattungsgegenstände, vor allem auch Kühlgeräte, fehlen noch. Aber die ersten Schokoladen werden uns stolz präsentiert und zum Probieren angeboten. Die Gruppe wirkt sehr entschlossen und zielstrebig.



Ausstattungsgegenstände, vor allem auch Kühlgeräte, fehlen noch. Aber die ersten Schokoladen werden uns stolz präsentiert und zum Probieren angeboten. Die Gruppe wirkt sehr entschlossen und zielstrebig.

Die beiden Kooperativen, die wir besucht haben, sind dabei, sich mit zwei weiteren Gruppen zu einer Genossenschaft zusammenzuschließen. Das ganze Projekt scheint sich sehr dynamisch zu entwickeln; die Bauern sind voller Pläne und Tatkraft, und die Unterstützung durch das fachlich versierte Team der Caritas scheint sehr effektiv. Mit seiner starken ökologischen Orientierung bildet dieses Projekt eine Ausnahme in der Peru-Arbeit von CI. Die beiden Gemeinschaften stellen uns eindrucksvolle und vielversprechende Modellprojekte vor. Bleibt die Frage, wie diese Modelle



Schule machen können ... Die Mittel der diözesanen Caritas reichen dazu längst nicht aus, die Projektform (d.h. relativ kurze Befristung) der Unterstützung durch das staatliche Förderprogramm wie durch CI setzt ebenfalls enge Grenzen ...

Unser Rückweg nach Puerto Maldonado dauert etwa 2,5 Stunden, obwohl auf der Fernstraße kaum ein Auto unterwegs ist. Kurze Pause zum Duschen und Umziehen nach einem Tag in der feuchten Hitze des Regenwaldes; dann setzen wir uns zusammen, um vor dem Hintergrund unserer heutigen Erfahrungen über die Enzyklika *Laudato si'* zu sprechen; das ist zugleich eine gute Einstimmung auf das morgige Gespräch mit Bischof David, Gastgeber beim Papstbesuch in Puerto Maldonado im Januar 2018.

6. Pastoral: Begegnung mit dem Bischof der Diözese Madre de Dios

Am Morgen des vierten Reisetages werden wir zu Gesprächen mit dem Team von *Caritas Madre de Dios* empfangen. Laura, unsere gestrige Begleiterin, und ihre Kolleginnen stellen uns ihre Arbeitsstelle vor. Die personelle wie die räumliche Ausstattung sind sehr bescheiden im Vergleich zu den Riesenapparaten bei uns. Sie arbeiten zu zehnt, überwiegend auf Projektstellen, das heißt befristet und ohne sichere Perspektive. Die Bilder zeigen das Büro des Direktors, indem auch Laura arbeitet und die Besprechungen stattfinden, sowie den Eine-Welt-„Laden“: Hier werden die Produkte aus den geförderten Kooperativen angeboten.



Das Gespräch kommt u.a. noch einmal auf die rechtlichen Probleme im Umgang mit Menschenhandel, Sklaverei und Zwangsprostitution, die insbesondere im Zusammenhang mit der illegalen Goldschürferie drastisch angestiegen sind. In seiner Ansprache an die Völker Amazoniens in Puerto Maldonado hatte P. Franziskus Menschenhandel, Sklaverei und Zwangsprostitution als eine weitere Form der Verwüstung – neben der Zerstörung der Natur Amazoniens – explizit angespro-

chen.⁷ Die Caritas bietet Rechtsberatung an, vermittelt Hilfesuchende an zuständige Stellen oder Einrichtungen. Ein anderes Thema sind die (bescheidenen) Hilfsmöglichkeiten für die venezolanischen Migrant*innen, die aufgrund der katastrophalen Lage in Venezuela seit Monaten in größeren Gruppen nach Puerto Maldonado kommen – anfangs kamen Menschen, die bescheidene Ressourcen mitbrachten, jetzt kommen nur noch solche, die außer dem, was sie am Leib tragen, nichts mehr haben.



Anschließend treffen wir den Bischof von Madre de Dios, Monsignore David Martínez de Aguirre Guinea OP, einen gebürtigen Basken, zum Gespräch. Er kommt, als wir noch mit den Mitarbeiterinnen sprechen, begrüßt sehr herzlich jede/n von uns, hört eine Weile zu. Dann setzen wir uns zusammen und er berichtet anhand von Kartenbildern über seine Diözese, die halb so groß ist wie Deutschland, 24 Pfar-

reien umfasst und in der insgesamt 24 Diözesan- und 45 Ordenspriester arbeiten. Um die nordöstlichsten Zipfel (*Purus*) seiner Diözese zu erreichen, muss der Bischof über Brasilien anreisen; Purus liegt in einem mehr als 25.000 km² großen, 2004 gegründeten Nationalpark und ist auf dem Landweg von Peru aus überhaupt nicht zugänglich. Andere Teile seines Bistums kann er nur via Lima mit dem Flugzeug erreichen.

Bischof David ist ein „Franziskus-Mann“, er hat einen innovativen sozialpastoralen Plan, auf den hin er seine Gemeinden und die Priester ausrichten und dem entsprechend er auch die Caritas seiner Diözese entwickeln möchte: Weg vom Assistenzialismus (der Begriff fällt nicht, aber darum geht es), die Gemeinden sollen selbst Akteure der Caritas werden; die Unterstützung der Lebensmöglichkeiten der Regenwaldbewohner muss ökologische und soziale Herausforderungen gleichermaßen berücksichtigen und zum Ausgleich bringen.

⁷ Vgl. die Ansprache von P. Franziskus bei seinem Besuch in Puerto Maldonado, S. 3: http://w2.vatican.va/content/francesco/de/speeches/2018/january/documents/papa-francesco_20180119_peru-puertomaldonado-popoliamazonia.html



Bischof David spricht sehr besorgt über die Konkurrenz zwischen Naturschutzorganisationen (z.B. dem WWF) und dem Einsatz für die Belange der Armen, die in den bedrohten Zonen leben, und ihren Entwicklungsmöglichkeiten. Die Naturschützer werden in diesem Kontext nicht selten zu Gegnern der Regenwaldbewohner und ihrer Anliegen...

Wie P. Franziskus betont er, dass „ein wirklich ökologischer Ansatz sich *immer* in einen sozialen Ansatz“ verwandeln muss, „der die Gerechtigkeit in die Umweltdiskussion aufnehmen muss, um *die Klage der Armen ebenso zu hören wie die Klage der Erde.*“ (LS 49; vgl. 91).

Besondere Sorge muss den Völkern gelten, die in sog. „freiwilliger Isolation“ leben und jeden Kontakt mit der „Außenwelt“ ablehnen, nicht zuletzt, weil sie keine Resistenzen gegen die Krankheitserreger ausgebildet haben, die aus der Zivilisation zu ihnen gelangen können. Sie zählen zu den „Verwundbarsten unter den Verwundbaren“; ihr Leben erzählt eine „Geschichte der Gefangenschaft an den unzugänglichsten Orten des Urwaldes, um in Freiheit leben zu können“⁸.

Bischof David berichtet vom Papstbesuch im Januar 2018. Im Rahmen seiner Perureise wollte Franziskus das Amazonastiefland besuchen und die Völker Amazoniens treffen – nicht zuletzt im Vorfeld der Amazonas-Synode, die im Oktober 2019 stattfinden wird.⁹ Bischof David, noch neu im Amt, wurde in Puerto Maldonado unverhofft zum Gastgeber für den Papst und die Delegationen einer Vielzahl von indigenen Gemeinschaften aus dem gesamten Amazonasgebiet und dem Hochland.

Dieser Bischof hat uns mit seiner unklerikalen, offenen und engagierten Art, mit der klaren Problemsicht, dem Engagement und Gestaltungswillen, die seinen Vortrag und den Dialog mit uns prägten, sehr beeindruckt.

⁸ P. Franziskus, Ansprache an die Völker Amazoniens (wie Anm. 6).

⁹ Vgl. Sonderversammlung der Bischofssynode für das Amazonasgebiet. Oktober 2019: Amazonien – Neue Wege für die Kirche und für eine ganzheitliche Ökologie. Vorbereitungsdokument, 2018, hg. von Edições CNBB, Comissão Episcopal para a Amazônia, Rede Eclesial Pan-Amazônica - REPAM BRASIL, dt. Übs. von Th. Schmidt u. N. Arntz, im Auftrag von Bischöfliches Hilfswerk Misereor e.V., Aachen.



Gegen Mittag starten wir zum Flughafen, um mit Zwischenlandung in Cusco (auf 3.350 m Höhe) und Umstieg in Lima nach Arequipa zu fliegen.

Die Reise nimmt einen großen Teil der Tageszeit ein. Auf dem Flug entlang der Pazifikküs-



te begleitet uns ein sensationelles Abendrot – eine ganze Stunde lang bietet der Himmel ein Feuerwerk in allen Farben, die Licht annehmen kann ...

Dritte Station: Arequipa

In Arequipa angekommen, beziehen wir unser Hotel am Rand der Altstadt. Aus dem Regenwald kommend, finden wir uns jetzt auf 2300m Höhe katapultiert; wir sind 1000 km südlich von Lima, etwa 100 km von der Pazifikküste entfernt. Es ist frisch; einige von uns empfinden das Atmen als etwas mühsam – mir kommt die klare Luft wohltuend vor. Nachdem wir eing_checked haben, gehen wir zügig zum Abendessen in die Altstadt. An der Plaza de Armas, die hell erleuchtet und bereits weihnachtlich geschmückt ist, sitzen wir zunächst noch im Freien; doch bald wird es zu kalt. Viele von uns essen Alpaka – es schmeckt vorzüglich, zubereitet mit einem feinen Pesto und einem Püree aus Yucca und Quinoa, Spezialitäten der Region.

Der abendliche Gang in die Altstadt lässt ahnen, dass Arequipa, die „weiße Stadt“ (wegen der Bauten aus weißem Tuffstein), ein schöner Ort ist, jedenfalls schöne Seiten hat. Es gibt eine „intakte Altstadt kolonialer Prägung mit zahlreichen Kirchen und Klöstern“¹⁰, etwa das berühmte Kloster (Damenstift) Santa Catalina, eine Stadt in der Stadt (zur Besichtigung fehlt uns die Zeit); Arequipa soll eine der schönsten Städte Perus sein. Von der spektakulären Umgebung mit den Vulkanen Misti (5822m), Chachani (6075m) und Pichu Pichu (5425m), die die Stadt einfassen, sehen wir heute Abend noch nichts. Die Stadt hat ca. 1 Mio Einwohner, sehr viele sind aus dem Hochland zugewandert. Auch hier begegnen wir dem überall (weltweit) zu beobachtenden Trend in die Städte – fast 80% aller Peruaner leben heute in den Städten des Landes.

¹⁰ Kirst: Peru, 152.

Nach dem Frühstück im Innenhof des Hotels steige ich rasch einmal auf die Dachterrasse; dort bietet sich ein fantastischer Blick auf den Misti und auf die Bergkulisse, in die Arequipa eingebettet ist.



7. Inklusion



Wir brechen in drei Gruppen, jeweils in einem Kleinbus, auf, um Familien zu besuchen, die ein Kind mit einer Beeinträchtigung haben. Das ist der erste Teil des Projektbesuchs zur Inklusion und Förderung von Kindern und Jugendlichen mit Behinderung¹¹. Die Gruppe, mit der ich unterwegs bin, fährt quer durch die Stadt in die südlichen Randzonen, zunächst durch dichtbebaute

Stadtteile, dann aber auch vorbei an Feldern, auf denen Frauen und Männer arbeiten; später erfahren wir, dass hier im Tagelohn gearbeitet wird. Die Siedlungen der Zuwanderer, meist aus der indigenen Bevölkerung des Hochlandes, ziehen sich weit die Hänge hinauf. Anders als in Lima gibt es hier eine vergleichsweise ordentliche Infrastruktur, befestigte Straßen, Beleuchtung, Wasseranschlüsse. Wir fahren mit unserem Kleinbus sehr weit hoch (öffentlichen Nahverkehr gibt es hier oben nicht mehr).

¹¹ CI-Projekt 232-001/2015 Schulische und soziale Inklusion in Peru (II. Phase); das Projekt wird in drei Regionen im Südwesten Perus: Arequipa, Moquegua/Ilo, Tacna (Region bezieht sich in diesem Fall auf die peruanische Verwaltungseinheit *region*) durchgeführt.

Unser Ziel ist die Familie von Ernesto. Mit seiner Frau und zwei Kindern ist er aus der Gegend um Puno am Titicacasee hierhergekommen. Der Sohn, Ernesto jr. (13), ist geistig behindert, der Vater wird sagen: auf dem Niveau eines 5-Jährigen. Wir treffen den Jungen nicht, denn er ist in der Schule; er besucht eine normale Schule, noch vier Jahre; dann kann er – so hoffen die Eltern – im handwerklichen Sektor weiterlernen und auch etwas Geld verdienen.

Die Mutter ist Analphabetin, der Vater durfte nur zwei Jahre lang die Schule besuchen; als ältestes von acht Kindern einer sehr armen Familie im Hochland hatte er keine andere Wahl.



Das „Haus“ der Familie wirkt sehr ärmlich: Über eine (öffentlich gebaute) Treppe, vorbei an ebenfalls bescheidenen, aber besser gebauten Häusern, und über einen kurzen Steinpfad kommen wir in einen kleinen Hof, der von drei Hütten – zwei mit Ziegeln aufgemauert und mit einem Blechdach gedeckt sowie eine Holzhütte – umschlossen ist. Im Hof ein Tisch und einige Plastikstühle, am Rand ein gemauertes Waschbecken mit Wasserleitung. Unterhalb am Steilhang mehrere kleine Parzellen, mit ein paar Hühnern und etwas Gemüse.



Der Hof ist recht aufgeräumt, die Parzellen drum herum wirken aus meiner Sicht eher chaotisch. Die Holzhütte haben die Eltern für den Sohn gebaut, damit er ungestört Hausaufgaben machen kann.

Die Familie ist vom Hochland nach Arequipa gezogen, weil der Bergbau und die damit verbundene Umweltzerstörung die bäuerliche Existenzgrundlage von Ernestos Familie zerstört und seine Gesundheit stark geschädigt hat – er ist lungenkrank. In der Stadt fand er zunächst Arbeit bei der Müllabfuhr, aber diese Tätigkeit führte zur Verschlimmerung seiner Krankheit, so dass er sie wie-



der aufgeben musste. Zurzeit arbeitet er als Wachmann auf einer öffentlichen Baustelle in seinem Viertel. Da die Stadt aber nur kurzfristige Verträge vergibt, endet diese Beschäftigung mit dem Jahresende 2018. Wahrscheinlich muss er sich danach als Tagelöhner auf den Feldern verdingen; d.h. die Familie hat dann keinerlei Sicherheit. Was der Vater verdient, ist das ganze Familieneinkommen.

Die Mutter kümmert sich um die Kinder, muss sowohl den Sohn als auch die Tochter in die Schule begleiten und den Haushalt versorgen, was unter den gegebenen Umständen vermutlich sehr arbeitsintensiv ist. Während der Zeit bei der Müllabfuhr hatte Ernesto einen Arbeitsunfall mit mehreren Rippenbrüchen; die Stadt erkannte die Krankheit nicht an, verlangte, er solle trotzdem zur Arbeit kommen. Sie zahlte keinen Lohn während der Ausfallzeit, so dass Ernesto sich trotz der Verletzungen tageweise als Tagelöhner verdingen musste, um das Überleben der Familie zu sichern.



Dank der Hilfe der Caritas kann der behinderte Sohn lernen und erfährt die Familie eine gewisse Unterstützung. Einmal wöchentlich kommt eine Freiwillige zu ihnen: Angela, eine studierte Sozialpädagogin; Vater Ernesto nennt sie respektvoll „profesora Angela“. Sie hilft dem Jungen bei den Aufgaben, spricht mit der Familie über ihre Sorgen,

leitet die Mutter an, wie sie die Sozialisation ihrer Kinder unterstützen kann, z.B. indem sie sie anhält, für regelmäßiges Zähneputzen, morgendliches Waschen, Pflege der Schuluniform, Ernährung und derlei elementare Dinge zu sorgen – allgemeine Sozialberatung. Eigentlich, so überlegen wir nach dem Besuch, bräuchte vor allem die Mutter eine Unterstützung, um zum Beispiel eine Erwerbsquelle in Heimarbeit aufbauen zu können, aber auch die Möglichkeit, lesen und schreiben zu lernen. Das alles das ist offenbar in weiter Ferne.

Vater Ernesto zeigte sich sehr bildungshungrig. Er nimmt gerne an den Elternversammlungen in der Schule seiner Kinder teil und findet alles, was er dort erfährt, sehr hilfreich. Er spricht mit seinen Freunden darüber und gibt Ratschläge weiter. Und er hat eine tolle Idee entwickelt: Er betreibt in seiner Hütte eine Radiostation für das



Viertel, verbreitet dort Nachrichten in Quechua und traditionelle Musik. Wir haben zunächst nicht verstanden, was dieses „Projekt“, das er uns mit Stolz gezeigt hat, mit der Behinderung seines Sohnes zu tun hat. Er hat es uns erklärt: Im Radio muss man deutlich sprechen. Ernesto jr. soll lernen, wie wichtig es ist, deutlich sprechen zu können – denn das fällt ihm sehr schwer.

Was für eine Kreativität und was für ein Engagement dieses Mannes, der selbst nur die allerbescheidensten Bildungsgüter erwerben konnte, aber unbedingt etwas beitragen möchte zur Entwicklung seines Sohnes, der es aus anderen Gründen als seine Eltern sehr schwer haben wird, an Bildung und Arbeit und am gesellschaftlichen Leben teilzuhaben.



Nach dem Besuch bei Ernesto und seiner Frau fahren wir zurück in die Stadt zu einer Schule, die seit fast 15 Jahren Kinder mit diversen Behinderungen aufnimmt. Dazu arbeitet sie mit staatlich



finanzierten, sonderpädagogisch qualifizierten Inklusionsbegleiter*innen (Saane-Teams) und mit der Caritas in Arequipa zusammen. Wir werden von der Direktorin sehr freundlich empfangen und in mehrere Schulklassen geführt, die uns mit einem deutschen Willkommensgruß lautstark begrüßen. Anschließend werden uns in

einer langen „Sitzung“ die Geschichte der Inklusion in dieser Schule sowie die Entwicklung des Caritasprojekts erläutert. Außer dem Schulpersonal und einigen Inklusionskindern sind eine Elternvertreterin, Leute aus den Saane-Teams, eine Vertreterin der Schulbehörde und natürlich die Caritas-Mitarbeiterinnen beteiligt.

Was eher zufällig begann mit ersten Kindern, die mit einer Beeinträchtigung in diese Schule kamen, wurde nach einigen Jahren zur Programmatik erhoben, provoziert durch die Erfahrung, dass die Beschulung dieser Kinder eben besondere Bedingungen, Unterstützung durch zusätzliche, geschulte Kräfte und außerdem auch eine intensive Elternarbeit erfordert. Die Probleme sind teils die gleichen wie bei uns: Widerstand der Eltern der gesunden Kinder, mangelhafte Infrastruktur und öffentliche Unterstützung, aber auch Vorurteile und Unkenntnis über die (Ursachen der) Behinderung, etwa die Sorge, Behinderung sei eine Strafe für die Eltern – und damit eine Quelle von Stigmatisierung.

Nach gesetzlicher Regelung sollen in einer Klasse nicht mehr als 2 Inklusionskinder beschult werden. Auf die Frage nach Grenzen der Aufnahmefähigkeit und nach Alternativen für schwer bzw. mehrfach behinderte Kinder antwortet die Schulleiterin zunächst, es gebe keine solchen Grenzen (was offenkundig nicht sein kann). Dann kommt aber von anderer Seite der Hinweis, es gebe eigene Förderschulen für diejenigen Kinder, die aufgrund einer schweren Beeinträchtigung nicht in der Regelschule unterrichtet werden können.



Nach dem Mittagessen in einem Restaurant – Gelegenheit für einige wenige Wagemutige unter uns, *cuy*, gebratenes Meerschweinchen, zu probieren – fahren wir in einen anderen Stadtteil, *Mariano Melgar* (benannt nach einem dort heimischen Schriftsteller). Wir besuchen hier ein Stadtteilzentrum, in dem vor allem quartierbezogene Altenarbeit, von den Senioren selbstverwaltet und von der Caritas unterstützt, stattfindet. Dort empfängt uns eine größere Seniorengemeinde, darunter Frauen in traditionellen Trachten – wie sich bald herausstellt, eine Tanzgruppe –

sowie eine Gruppe von Musikern (nur Männer), die die Zusammenkunft durch ihre Darbietungen bereichern, u.a. einen traditionellen Tanz, der zum immateriellen Weltkulturerbe zählt. Mit ihrem Vergnügen stecken sie auch uns an ...



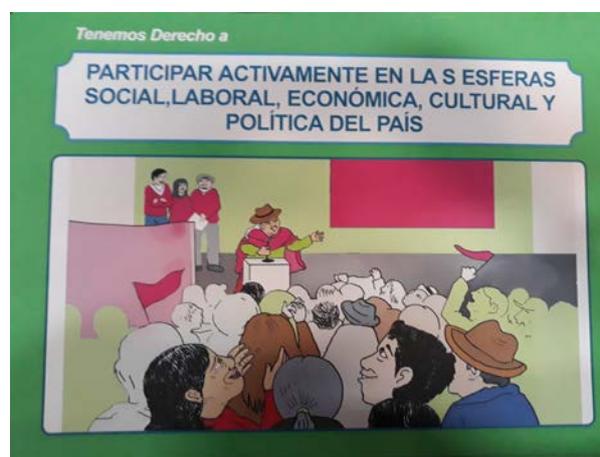
In einer langen Reihe sehr engagiert präsentierter Dokumentationen erklären uns teils die Senioren selbst, teils die Verantwortlichen der lokalen Caritas, das Projekt. Es ist eine Fülle von Informationen, mit der wir geradezu überschüttet werden: Traditionspflege, Beschäftigungsangebote, z.B. durch Handarbeiten, die verkauft werden und so zu bescheidenem Einkommen der Gruppenmitglieder beitragen, politische Bildung der Senioren und politische Partizipation, die mit der Selbstverwaltung beginnt ...

Hier einige Beispiele aus einer von der Gruppe selbst entwickelten, vierteiligen Bilderserie zur Menschenrechtsbildung: „Zugang zu Rechtsschutz / Rechtsberatung“ und „Recht auf ein (Zusammen-)Leben ohne Gewalt“:



Ein weiteres Plakat thematisiert das Recht auf Partizipation in der sozialen Sphäre, an Arbeit, Wirtschaft, Kultur und Politik des Landes.

Andere Bilder thematisieren das Recht auf Gesundheitsversorgung, das Recht auf ein Leben als Familie/ in Gemeinschaft oder die Rechte von Gefangenen.



8. Sozialpolitik II: Armutsbekämpfung, soziale und politische Partizipation

Wäre die Einlösung dieser grundlegenden Menschen- bzw. Bürgerrechte für die Menschen im Quartier (für alle Menschen in Peru) selbstverständlich gegeben und könnte man davon ausgehen, dass sich alle ihrer entsprechenden Rechte bewusst sind – wären solche Bildungsmaßnahmen nicht erforderlich. Schon im Gespräch mit der Sozialministerin Perus hatten wir gesehen, dass es in einigen Feldern der Verwirklichung von Sozialrechten – Bildungsbeteiligung, Gesundheitsversorgung, soziale Sicherheit (Arbeitslosenversicherung, Altersversorgung) erhebliche Lücken gibt.

Zwar konnten im letzten Jahrzehnt deutliche Fortschritte bei der Armutsbekämpfung gemacht werden; die extreme Armut ist kontinuierlich rückläufig, sie sank in 10 Jahren von 11,3% auf 3,8%. Allerdings ist in jüngster Zeit wieder eine leichte Zunahme zu verzeichnen (die Auswirkungen von El Niño 2017 dürften hier eine Rolle spielen). Die Armutsraten differieren zwischen Land und Stadt sowie regional sehr stark; generell ist die ländliche Armut doppelt so hoch wie in den Städten (vgl. unsere Eindrücke in Carapongo und die Auskünfte unserer Gesprächspartner über die Vorteile des Lebens in den städtischen Zonen). Regenwald und Hochland verzeichnen die höchsten Armutsraten.

80% der Armen haben Zugang zu einer elementaren Gesundheitsversorgung; allerdings sind Leistungsumfang und -spektrum sehr limitiert. Ernesto etwa, den wir in Arequipa besuchten, berichtete von seinen Erfahrungen nach dem Unfall: Zu der öffentlich finanzierten Gesundheitseinrichtung, die allen offensteht, darf man nur ein Mal pro Monat gehen. Für ernsthaft Erkrankte und chronisch Kranke ist das u.U. viel zu wenig. 25% der Armen sind chronisch krank (so hatten wir bei *Cáritas del Perú* erfahren).

Ein wesentlicher Faktor, von dem die Gesundheitssituation der Armen (nicht nur in Peru) abhängt, ist der Zugang zu sauberem Trinkwasser und zu Sanitärversorgung (seit 2010 als eigenständiges Menschenrecht anerkannt). 12% der Bevölkerung Perus sind bis heute ohne Zugang zu sauberem Trinkwasser, 44% von dieser Gruppe lebt im Regenwald. Und 29% der Peruanerinnen und Peruaner (60% davon im Regenwald) haben keinen Zugang zu Sanitärversorgung.

Trotz der Fortschritte bei der Armutsbekämpfung wächst die soziale Ungleichheit in Peru – diese Dynamik wurde ebenfalls im Zusammenhang mit der El Niño 2017-Katastrophe offenbar. Die Wohnverhältnisse sind ein Indikator: nur 15-20% der Peruaner, erfuhren wir bei *Cáritas del Perú*, leben in akzeptablen Wohnverhältnissen.

Die staatliche Sozialpolitik steht – wir hatten es von der Ministerin bereits gehört – auf schwachen Füßen, was u.a. mit dem Steuersystem zu tun hat: Das Steueraufkommen speist sich im Wesentlichen aus der Mehrwertsteuer, nicht aus Einkommen- und Unternehmenssteuern. Denn einerseits ist nur ein relativ kleiner Teil der arbeitenden Bevölkerung im formellen Sektor beschäftigt; auf die Gesamtbevölkerung ist von knapp 62% Angestellten die Rede; die Armen sind zu 97% nicht angestellt, 94% arbeiten im informellen Sektor. Andererseits werden Unternehmenssteuern zwar theoretisch erhoben, aber häufig nicht bezahlt und auch nicht eingetrieben. Eine Steuerreform wäre dringend notwendig.

Am Abend treffen wir im Hotel die fünf regionalen Caritasdirektor*innen (Caritas Arequipa, Caritas Tacna, Caritas Puno, Caraveli Caritas, Caritas Camana) zum Austausch. In Kleingruppen kann über alles gesprochen werden, was die Caritas betrifft. In unserer Gruppe sprechen wir mit dem gerade ernannten Caritas-Direktor von Puno und der Caritas-Generalsekretärin von Tacna. Es liegt nahe, dass wir in dieser Konstellation auf die Herausforderungen der Binnenmigration zu sprechen kommen: Puno, im Hochland nahe der bolivianischen Grenze am Titicacasee gelegen, ist ein Gebiet, aus dem viele v.a. junge und jüngere Menschen auf der Suche nach Arbeit und Bildungsmöglichkeiten abwandern (auch Ernesto war von dort mit seiner Familie nach Arequipa gezogen). Sie gehen in die Städte, nach Arequipa, oder in die Küstenregion, z.B. nach Tacna. Dort stellt sich der Caritas die Aufgabe, die Menschen in der neuen Umgebung zu begleiten; Beispiele haben wir hier in Arequipa kennengelernt. Wir erfahren im Gespräch mit der Caritasgeneralsekre-

tärin von Tacna zusätzlich, dass es vielfach an Angeboten der Seelsorge, v.a. für die Frauen, mangelt und dass sich die Frauen an die Caritas eben auch mit solchen eher geistlichen Bedürfnissen wenden. Hier stoßen wir wieder auf das – nicht einfache Verhältnis und die offenbar nicht wirklich klare Arbeitsteilung bzw. Überschneidung der Tätigkeitsfelder von Caritas und Sozialpastoral in den peruanischen Diözesen. In anderen Gesprächsgruppen gab es ganz andere Schwerpunkte, u.a. zur kirchlichen Situation; auch die Initiative beim Fragenstellen war offensichtlich sehr unterschiedlich; unsere Gesprächspartner*in fragten überhaupt nicht nach der Situation der Caritas in Deutschland, in anderen Runden wurde eher vergleichend gesprochen.

Vierte Station: Lima

Am nächsten Morgen genießen wir beim Frühstück noch einmal die ruhige Atmosphäre, die klare Luft und die strahlende Sonne – dann fliegen wir zurück nach Lima. Später als geplant kommen wir an, brauchen sehr lange, um durch den frühen Nachmittagsverkehr zum Hotel zu gelangen, und brechen nach einem späten Mittagessen noch einmal zu Projektbesuchen in zwei Gruppen auf. D.h. noch einmal lange Busfahrten in den Norden der Stadt: Eine Gruppe widmet sich der Gemeinwesenarbeit (v.a. der Arbeit mit Drogenabhängigen) in Barrios Altos, die andere, mit der ich gehe, der Jugendhilfe.

9. Jugendhilfe

Wir besuchen ein staatliches Waisenhaus für Mädchen und anschließend eine kleine NGO, die Jugendliche nach der Entlassung aus dem Waisenhaus in die Selbständigkeit begleitet und deren Arbeit durch Caritas International in einem dreijährigen Projekt¹² unterstützt wird.

Im Gespräch mit den Verantwortlichen in dem Heim erfahren wir, dass die Mädchen, bis sie 18 sind, dort leben können. Sie kommen aus unterschiedlichen Gründen dorthin, sei es, weil Eltern verstorben oder nicht in der Lage sind, sich um die Kinder zu kümmern, oder wenn ein Mädchen in der Familie Gewalt erlitten hat. Die Mädchen, die in Gruppen mit einer angestellten „Heimmut-ter“ zusammenleben, werden sehr streng behütet. Sie dürfen, außerhalb des Schulbesuchs, nicht ohne erwachsene Begleitung aus dem Haus gehen. Die staatliche Unterstützung der Heime erfolgt durchgehend in Sachmitteln, die Bewirtschaftung ist zentralisiert. Die Einrichtung ist als ganze in ein äußerst paternalistisches staatliches System eingebettet. In diesem Rahmen verwundert es nicht, dass auch die Mädchen selbst über kein Geld verfügen (also auch nicht mit Geld umgehen lernen). Das alles führt dazu, dass sie auf das Leben „draußen“ schlecht vorberei-

¹² Projekt P.232-003/2016, Förderung der sozialen und beruflichen Integration ehemaliger Heimkinder in Lima, Peru 2017-2019.

tet sind, wenn sie mit 18 Jahren das Heim verlassen müssen. In *dieser* Hinsicht sind sie schlechter dran als Straßenkinder.



An dieser Stelle setzt die Arbeit der Organisation *Runayay* an, die wir im Anschluss besuchen. Diese kleine NGO bietet Jugendlichen, die aus dem Heim kommen, eine offene Tür, Hilfe bei der Suche nach einem Zimmer und nach Arbeit, Unterstützung bei der Bewältigung des Alltags – und das über einen Zeitraum von drei Jahren. Wir treffen in dem Quartier von Runayay außer der Leiterin, die uns bereits in das Heim begleitet hatte, eine Gruppe Jugendlicher – im Lauf des Gesprächs kommen immer mehr junge Frauen und Männer dazu, die von ihrem Leben, den Gründen ihres Heimaufenthalts, ihrer aktuellen Arbeit oder Ausbildungssituation und der Bedeutung der Unterstützung durch Runayay erzählen. Wir gewinnen den Eindruck, dass dies ein sehr wichtiger Ort für die Jugendlichen ist: Hier lernen sie, für sich selbst und füreinander Verantwortung zu übernehmen und selbstbestimmt zu leben. Sie haben einen Imbiss für uns zubereitet, wir essen gemeinsam und genießen die Gastfreundschaft, müssen aber dann doch bald aufbrechen. Uns steht nicht nur eine lange Rückfahrt durch den chaotischen Freitagabend-Verkehr bevor, sondern auch noch ein Abschlussabend mit einigen der Leitungsverantwortlichen von *Cáritas del Perú*.

10. Abschlussreflexion

Am letzten Tag unserer Reise nehmen wir uns zunächst Zeit für eine gemeinsame Reflexion der äußerst dichten und vielschichtigen Erfahrungen, die wir in den vergangenen Tagen bei den Projektbesuchen und Gesprächen eingesammelt haben.

Oliver Müller erläutert zur Gesprächseröffnung, wozu CI seit nunmehr 13 Jahren solche Dialogreisen anbietet. Kernanliegen ist es zum einen, das Wissen um die internationale Arbeit der Caritas und das Bewusstsein der weltkirchlichen Verantwortung und der internationalen Vernetzung der Caritas („Caritas für Caritas“) im Kreis der Caritasmitarbeiter*innen zu intensivieren und zu stärken. In dem komplexen Gefüge der deutschen Caritas ist diese Dimension der eigenen Arbeit nämlich offenbar längst nicht selbstverständlich präsent. Indem auf diesen Reisen die Arbeits-

weise von CI sozusagen exemplarisch ausgeleuchtet wird, sollen zugleich Multiplikator*innen gewonnen werden – deshalb wendet sich das Angebot v.a. an Leitungsverantwortliche in Caritas und Kirche.

Im Gespräch wird deutlich, dass einige strukturell wichtige Beobachtungen über die Caritas-Arbeit in Peru auch Impulse für die weitere Arbeit zu Hause setzen können; in Stichworten:

- Hilfe zur Selbsthilfe / Subsidiarität als Prinzip und Kompass der Caritasarbeit – besonders eindrucksvoll in der Unterstützung der agroforestalen Landwirtschaftsprojekte im Regenwald; als Antityp dazu ist uns die institutionelle Struktur der staatlichen Kinderheime im Bewusstsein, die wir am Beispiel des Heims in Lima kennenlernten;
- Beispiele einer nicht-assistenzialistischen Haltung gegenüber den Hilfsbedürftigen, die Befragung der Adressaten nach ihren Bedürfnissen – ein Schlüssel für die Arbeit der Caritas Chosica in Carapongo; ein Muster auch für die Caritasarbeit in Deutschland?
- Uneindeutigkeiten im Verhältnis von Caritas und Sozialpastoral – nur eine offene Flanke in der *Cáritas del Perú*? Die Frage leitet über zu der weiter gehenden Frage nach dem Verhältnis von Caritas und (verfasster) Kirche in Peru und in Deutschland insgesamt ...

Mein persönliches Fazit versuchte ich ganz elementar an den Stichworten *Menschen – Themen – Strukturen* entlang zu sortieren:

Wir begegneten in dieser Woche sehr vielen verschiedenen *Menschen* aus unterschiedlichen Gruppen der Bevölkerung Perus, in unterschiedlichen Rollen und Aufgaben, die uns Einblick in ihr Leben und seine Herausforderungen bzw. in ihre Arbeit gewährten.

Viele dieser Menschen gehören zu den ökonomisch Armen und von wesentlichen Aspekten der gesellschaftlichen Partizipation ausgeschlossen, geben uns aber eindrucksvolle Zeugnisse von Initiative, Lebensenergie, unternehmerischem Mut und solidarischem Einsatz:



- Die Frauen in Carapongo, die vor dem Nichts stehend, neu angefangen haben und sich trauen Projekte („Nähstube“) zu entwickeln, von denen sie noch überhaupt nicht absehen können, ob und wie sie gelingen werden.

- Die Bauern der Gemeinschaften *El Progreso* und *Aprocci*, die in einer für sie völlig unvertrauten Umgebung ein neues Landwirtschaftskonzept in Verbindung mit Verwertung und Vermarktung ihrer Erzeugnisse lernen.
- Die Lehrerinnen und Eltern in Arequipa, die gegen die Widerstände und Vorurteile gegenüber behinderten Kindern Inklusion systematisch zu entwickeln versuchen.
- Die Senioren in Arequipa / Mariano Melgar, die selbstorganisiert zu Akteuren im Stadtteil werden, gemeinsame Interessen und Anliegen verfolgen;
- Bei all diesen Menschen scheint die Erfahrung, in einer solidarischen Gemeinschaft unterwegs zu sein, ein Schlüssel für das Gelingen ihrer Vorhaben zu sein.
- Das gilt wohl auch für die Projektmitarbeiter*innen der Caritas in allen drei Kontexten, die jeweils mit großem Einsatz ihr Know how in den Dienst der sozialen und ökologischen Entwicklung ihrer Adressaten stellen, während sie auch selbst in prekären, befristeten Arbeitsverhältnissen leben und kaum eine längerfristige berufliche Sicherheit haben.

Die Besuche der verschiedenen Projekte in den so unterschiedlichen Regionen und Kontexten fokussierten jeweils bestimmte, durch das Hilfsprojekt definierte *Themen*. Von Tag zu Tag mehr ließ sich daraus ein Mosaik zusammensetzen, das zwar am Ende dieser Woche noch kein vollständiges Bild ergeben mag, aber doch Zusammenhänge zu sehen erlaubt und die Komplexität der ökologischen und sozialen Herausforderungen im peruanischen Kontext und weit darüber hinaus anschaulich werden lässt: Wer an welchem Ort wie leben kann und warum Menschen (z.B. Indigene) ihre Heimat (z.B. in den Bergen) verlassen, um diesseits (im Amazonastiefland oder in den Städten am Pazifik) oder jenseits ihrer nationalen Grenzen (z.B. die Venezolaner in Peru) nach einer erträglichen oder auskömmlichen Lebensgrundlage (Land, Wohnraum, Gesundheitsversorgung) und nach langfristig sicheren Ressourcen (Bildung, Arbeit) dafür zu suchen.... Fast zwangsläufig verbinden sich ökologische, ökonomische, soziale und politische Aspekte. Die Land(rechte)problematik, der prekäre Schutz der ökologischen Grundlagen, Armut, Zugang zu Bildung und Erwerbsmöglichkeiten, Migration und Genderaspekte bilden einen komplexen Zusammenhang, der seinerseits noch einmal mit der Sonde gesellschaftlicher Machtverhältnisse und der Frage nach mehr oder weniger legalen und legitimen Mitteln zu deren Erhalt oder Überwindung untersucht werden muss. Damit bin ich bei den *Strukturen* angekommen:

Strukturen des Staates, die wir als existent, aber schwach wahrgenommen haben. Gesetze werden nicht durchgesetzt, Korruption regiert weite Teile der Politik und der Gesellschaft; das sozialpolitische Regiment ist schon alleine wegen des geringen Mitteleinsatzes (und eines weitgehend untauglichen Steuersystems) sehr schwach. Staatliche Einrichtungen – wie in puncto Kinderheime gesehen – werden top down und paternalistisch betrieben, mit problematischen Folgen für diejenigen, denen sie eigentlich zugutekommen sollen. Kooperation zwischen staatlichen

/ kommunalen Verantwortungsinstanzen einerseits und Caritas sowie anderen Nichtregierungsorganisationen andererseits scheint es nur relativ wenig zu geben (vgl. die Fehlanzeige in Carapongo; bei den Inklusionsansätzen in Arequipa sah das Bild etwas günstiger aus).

Strukturen der Kirche, die wir teils als verkrustet, autoritär und klerikal (wie die bischöfliche Dominanz über die Caritas) wahrgenommen haben, teils als ungeklärt (wie das Verhältnis von Caritas und Sozialpastoral).



Dazu konnten wir im Anschluss an unsere Reflexionsrunde noch mehr erfahren. Wir bekamen noch Besuch von Sr. Birgit Weiler, Theologin und Missionsärztliche Schwester, die seit 30 Jahren als Wissenschaftlerin in Peru lebt, u.a. Beraterin der Bischöflichen Kommission für die Sozialpastoral (CEAS) ist und an Projekten mit indigenen Völkern im Amazonasgebiet im Norden Perus arbeitet. Sie erzählt uns von ihren langjährigen Erfahrungen und skizziert ein Bild der kirchlichen Situation im Land insgesamt. Die Informationen, die sie in unsere Runde einspeist, helfen uns, manches besser zu verstehen; sie bieten einen Rahmen für die Mosaiksteine, die wir in unseren Begegnungen und Gesprächen nur einzeln auflesen konnten.

Die peruanische Kirche – jedenfalls ihr Episkopat und davon abhängig der Klerus – ist seit Jahrzehnten tief gespalten. Grund dafür sind viele extrem konservative Bischofsernennungen während der beiden letzten Pontifikate, häufig Mitglieder des *opus Dei* oder der ähnlich gerichteten Bruderschaft *sodalicio*; die Bischöfe, die im Pontifikat Franziskus nun allmählich abgelöst werden, formten über Jahrzehnte den Klerus ihrer jeweiligen Diözesen, so dass die „Spätfolgen“ noch lange nachwirken werden. Ideologischer Streitgegenstand war die Haltung zur Theologie der Befreiung – mit einer teils verfolgungsartigen Fokussierung auf die Person von Gustavo Gutierrez, der über lange Zeit einer massiven Verleumdungskampagne ausgesetzt war, de facto in Peru nicht mehr arbeiten konnte und zeitweise in die USA ausweichen musste, um Repressalien zu entgehen. Im Streit um das Verhältnis von Befreiungstheologie und Katholischer Soziallehre ging es natürlich immer auch um die Haltung der Kirche zu den politischen Entwicklungen, um das Selbstverständnis als „apolitisch“ (de facto systemstabilisierend, kollaborativ mit den Mächtigen) oder „politisch“ (systemkritisch etwa gegenüber Korruption und Bestechlichkeit, orientiert an der Option für die Armen).

Eine, wenn nicht die Schlüsselfigur der innerkirchlichen Auseinandersetzung ist bis in die jüngste Zeit Kardinal Cipriani von Lima, der mit massiven Repressalien befreiungstheologische Bildungsprojekte (Theologischer Sommerkurs) unterband, die Katholische Universität als Großkanzler auf seine Linie zu bringen suchte (inzwischen wurde er von P. Franziskus als Großkanzler abgesetzt), kritische Priester in seiner Diözese schikanierte und auf der Ebene des CELAM alle irgendwie be-

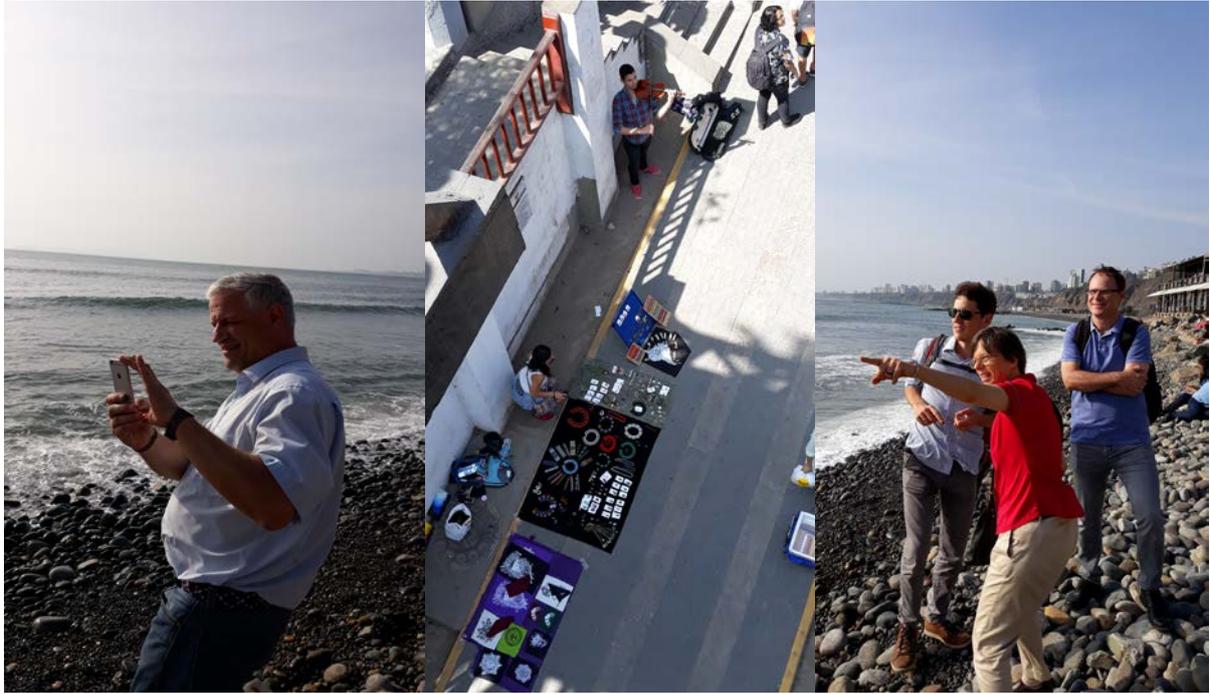
freiungstheologisch inspirierten Ansätze hintertrieb - einschließlich seiner vorzeitigen Abreise und Nicht-Unterzeichnung des Dokuments von Aparecida (2007).

Inzwischen naht das Ende der Amtszeit Ciprianis, einige von Franziskus eingesetzte Bischöfe – wie Bischof David in Puerto Maldonado – und nicht zuletzt ein neuer Nuntius sorgen für eine allmähliche Verschiebung der Gewichte in der peruanischen Bischofskonferenz. Große Erwartungen für eine Erneuerung der Pastoral richten sich auf die Amazonas-Synode im Oktober 2019.

Wo stand / steht in dieser schwierigen Lage *Cáritas del Perú*? Über lange Zeit wurde die Caritas in Peru häufig als Instrument im ideologischen Streit eingesetzt (sie war und ist ja de facto strukturell ein Instrument in der Hand der Bischöfe): Bekämpfung des Marxismus durch Armenhilfe war die Idee – jedenfalls bis 1989. Danach musste die Caritas sozusagen neu erfunden werden. Während in diesem Prozess in vielen lateinamerikanischen Ländern Caritas und Sozialpastoral (CEAS) fusioniert wurden, blieb das Nebeneinander in Peru bestehen. Angesichts der oben schon beschriebenen Fokussierung auf Nothilfe, der Tendenz zum *assistencialismo* und der Korruptionsanfälligkeit entwickelte sich CEAS zur „besseren Caritas“, so Oliver Müller, zu dem Instrument kirchlicher Anwaltschaft für die Armen, die bei der Caritas weitgehend zum Erliegen gekommen war. Heute wäre es an der Zeit, die Strukturfrage noch einmal neu zu stellen, um die Ressourcen bestmöglich zu nutzen.

Zum Schluss bleiben ein paar Stunden, um Mitbringsel zu besorgen und in Barranco – direkt am Pazifik – etwas durchzuatmen. Ein letztes gemeinsames Mittagessen, ein Gang an den Strand, das Rollen der Wellen auf dem Steinstrand bleiben in Erinnerung ebenso wie die Weite des Ozeans am westlichen „Rand“ der Erde.





Gegen Abend starten wir zum Rückflug nach Deutschland. Am 2. Dezember, dem ersten Adventssonntag, landen wir gegen 15 Uhr in Amsterdam und verabschieden uns voneinander nach einer sehr dichten, erfahrungssatten und bereichernden Woche, die uns wohl alle sehr nachdenklich in die Adventszeit entlässt.

Bildnachweis

© Caritas Mainz (J. Gaschik): S. 4, unten links; S. 6, Mitte links; S. 7 unten; S. 8, Mitte links und rechts; S. 10; S. 11 Mitte rechts; S. 14; S. 16; S. 17 Mitte links; S. 20; S. 21 oben links; S. 21 Mitte links; S. 23 (alle); S. 25; S. 26; S. 30; S. 31 (alle); S. 32 (alle); S. 33 (alle); S. 37 (alle); S. 38; S. 40.

Alle anderen Bilder: © Marianne Heimbach-Steins

Kirchliche Quellen

Enzyklika *Laudato si'* von Papst Franziskus über die Sorge für das gemeinsame Haus, 24. Mai 2015, hg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (VAS 202), Bonn 2015.

Sonderversammlung der Bischofssynode für das Amazonas-Gebiet. Oktober 2019: Amazonien – Neue Wege für die Kirche und eine ganzheitliche Ökologie, Vorbereitungsdokument, 1. Aufl. 2018, hg. von Edições CNBB, Comissão Episcopal para a Amazônia, Rede Eclesial Pan-Amazônia – REPAM Brazil, dt. Übersetzung Thomas Schmidt und Norbert Arntz, im Auftrag von Bischöfliches Hilfswerk Misereor e.V., Aachen 2018.

Literatur

Kirst, Detlev: Peru (Dumont-Reise-Handbuch), Ostfildern ⁴2017.

Die Autorin

Marianne Heimbach-Steins, Prof. Dr. theol.; Direktorin des Instituts für Christliche Sozialwissenschaften, WWU Münster

Sozialethische Arbeitspapiere des ICS

Bisher erschienen:

Arbeitspapier Nr.1:

Heimbach-Steins, Marianne/ Enxing, Julia/ Görtz-Meiners, Vanessa/ Krause, Felix/ Riedl, Anna Maria (2015): Voraussetzungen, Ansätze und Schwierigkeiten der Vermittlung von kirchlicher Lehre und christlicher Praxis: eine theologische Stellungnahme zur Außerordentlichen Bischofssynode zur Familie 2014.

Arbeitspapier Nr.2:

Heimbach-Steins, Marianne (2015): Flüchtlinge und Flüchtlingspolitik: ethische Prüfsteine.

Arbeitspapier Nr.3:

Heimbach-Steins, Marianne/ Stockmann, Nils (2015): „Pope for Planet“?: Laudato Si‘ als „dringliche Einladung zum Dialog“ (LS 14) und das weltweite Echo auf die Enzyklika.

Arbeitspapier Nr.4:

Urselmann, Judith/ Heimbach-Steins, Marianne (2016): Migration und Stadt: eine sozialethische Skizze.

Arbeitspapier Nr.5:

Heimbach-Steins, Marianne/ Motzigkeit, Denise/ Redemann, Janine/ Frerich, Karolin/ Štica, Petr (2016): Familiäre Diversität und pastorale Unterscheidung. Eine theologisch-ethische Analyse zum nachsynodalen Schreiben Amoris laetitia.

Arbeitspapier Nr.6:

Bausch, Christiane / Eggers, Nina E. (2017): Zur Frage der Grenzen von Solidarität und Verantwortung in der europäischen Flüchtlingspolitik.

Arbeitspapier Nr.7:

Riedl, Anna Maria (2017): Kindeswohl zwischen Anspruch und Wirklichkeit. Sozialethische Sondierungen zu Fragen der Anerkennung und einer Ethik der Verletzlichkeit.

Arbeitspapier Nr.8:

Heimbach-Steins, Marianne (verantwortl.) / Filipovic, Alexander (verantwortl.)/ Becker, Josef / Behrens, Maren / Wasserer, Theresa (2017): Grundpositionen der Partei „Alternative für Deutschland“ und der katholischen Soziallehre im Vergleich. Eine sozialethische Perspektive.

Arbeitspapier Nr.9:

Heimbach-Steins, Marianne (2017): Religion als Ressource politischen Handelns – Chancen und Herausforderungen für die innerchristliche Ökumene.

Arbeitspapier Nr.10:

Philipp Soggeberg (2018): Katholische Jugendverbände als Träger der kirchlichen Soziallehre - Das theologische Selbstverständnis des Bundes der Deutschen Katholischen Jugend (BDKJ) im Spiegel des Sozialworts der Jugend